



Inhalt: Die Villeggiatur der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in der Weltausstellungssaison 1873. Von P. von Radics (mit Abbildung von Jul. Siemering). — Der Londoner Omnibuskutscher. Von G. Hugo. — Gedichte. Von Friedrich Bodenstedt. — Die Christnacht. Sage aus Armagnac. Von Ida von Düringsfeld. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfan (mit Abbildungen). — Vier Wochen auf Urlaub. Novelle von Eduard Malpène (mit Illustration von Erdmann Wagner). — Die Mode. Von Veronika von G. — Auflösung des Räthsels Seite 354. — Räthsel. — Correspondenz. — Notiz.

Die Villeggiatur der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in der Weltausstellungssaison 1873.

Von P. v. Radics.

Das großartige vom österreichischen Kaiserhause nach jeder Richtung hin mit echt majestätischem Glanze umgebene und in seiner Entwicklung und Vollen dung auf das kräftigste und nachhaltigste geförderte, ent zückend schöne und hoch lehrreiche Ereigniß der Wiener Weltausstel lung und die daran geknüpften hohen fürstlichen Besuche am Wie ner Hofe ließen es Oesterreichs Herrsche rin wünschenswerth er scheinen, die Sommerjason dieses Jahres in einer Villeggiatur der nächsten Umgebung der Residenz zu verbringen, die jedoch mit der größtmöglichen Nähe alle jene Vorzüge verbind en sollte, welche der pro nontirten Reigung Ihrer Majestät für echtes un gekünsteltes Landleben zu entsprechen geeignet wären. Was lag daher näher — figürlich oder wörtlich genommen — als daß die Wahl auf die Ge gend um den Semme ring fiel, von dem aus die Verbindung mit Wien auf der trefflichen Süd bahn eine so rasche, wo der Athem der Gebirgswelt so frisch und so rein, und welche Gegend überdies bereits in früheren Jahren wiederholt von Ihrer Majestät der Kaiserin mit längerem oder kürze rem Verweilen ausgezeich net worden ist.

Wer nur einmal die unbeschreiblich reizende Tour über den vielbewun derten Riesenkunstbau des Semmering gemacht hat, erinnert sich wohl, dort, wo die Bahntrasse von Gloggnitz aus allmählig auf den gewaltigen Berg tolosz hinaufzusteigen be ginnt, über einen prach tvollen, ein herrliches Thal überspringenden kühge wölbten Viaduct hinweg gebraust zu sein, der die ersten einander gegenüber liegenden Berglehnen ver bindet. Schon von weitem ist der Bogengang sichtbar, da erschaut an der jensei tigen Bergwand, an der sich dann der Schienenstrang weiter hinaufschlingelt, Dein Auge plötzlich auf sanft ansteigendem Hügel mitten in saftig grüende Matten und tiefdunkles Nadelgehölz hineingestellt eine hellblinkende, heiter

in die Landschaft hinaussehende Villa, deren in schottischem Stile gehaltener Thurm mit der Terrasse zum Aufhissen der Hausflagge dem Bau von vorneherein den Charakter eines fürstlichen Wohnsitzes ausprägt.

Es ist die „Villa Warrens“ in Payerbach, die Du da vor Dir siehst, so benannt nach ihrem Erbauer, dem im

vorigen Jahre verstorbenen bekannten Publicisten Warrens, in diesem Jahr die Villeggiatur Ihrer Majestät der Kai serin Elisabeth.

Unser Zug hält gegenüber dieser Villa und noch vor dem genannten Viaducte in der „Station Payerbach“, und ich lade Dich, liebenswürdige Leserin, ein, hier mit mir den Wagen zu verlassen und einige Zeit im Bann kreise von Payerbach zu verweilen, um nicht nur den wunderbar schönen Som mersitz der gefeiertsten Frau Oesterreich-Ungarns, son dern zugleich auch alle jene romantischen und lieblichen Punkte der Umgebung ken nen zu lernen, nach denen die erste und vorzüglichste Patronesse unserer hochge rühmten Alpennatur, die erhabene Fürstin, meist als muthige Reiterin auf schmuckem stattlichem Rosse ihre Ausflüge zu machen liebt!

Treten wir, den Bahn hof verlassend, zunächst auf dessen geräumige Zufahrt scharf an den ziemlich jäh nach dem Thale abfallenden Rand derselben und blicken wir rings um uns, den nächsten Umkreis rasch zu erkunden.

Da liegt knapp unten in die grüende Mulde hin gestreut und Haus an Haus, Gehöfte an Gehöfte ge schmiegert der uralte Ort Payerbach, den das kry stallklare Wasser der Schwarza erfrischend durchzieht; mitten im Orte ragt auf kleinem Hügel die Pfarrkirche empor, ein go thischer Bau, der sich an einen massigen Thurm an lehnt, den ergrauten Blüt zeugen längstvergessener Kämpfe aus den Tagen des Mittelalters und später noch, als der „Türk“ sei nen „Sackmann“ von Un garn und Croatien herauf bis an die Thore Wiens gesendet.

Neben der Kirche auf dem Hügel oben steht traulich und lauschig hinter einem wohl gepflegten Vorgarten das Pfarrhaus; sein Bewohner, der katholische Pfarrer Herr Carl Schauta, ein Freund und Verehrer des vereinig ten Friß Gauer mann, ist in weiteren Kreisen als tüchtiger Thiermaler be kannt, der sich, ein wohl geübter Schütze zugleich, die schönsten Vorlagen für seine Studien selbst „auf die Decke streckt“.

Hinter der Kirche und mit derselben in gleichem Niveau liegt zu Seiten des Viaductes an den Waldesaum wie hinge haucht die Villa des Hrn. Baron Fezer, k. k. Obersten a. D., ein superber Landsitz mit trefflich ge pflegten Parkanlagen.



Villa Payerbach.

Zeichnung von Jul. Siemering (nach einer Skizze des Ingenieur Ottokar Whlöff).

Den Ort Payerbach dann selbst passierend, wo uns das idyllisch gelegene Besitztum des Postmeisters und Handelsmannes Hrn. Lachner mit den zwei prächtigen Kastanienbäumen am Eingange besonders anmuthet, gelangen wir dem Laufe der Schwarza folgend zunächst zum „Mühlhof“, einem inmitten eines weitgedehnten schönen Parkes gelegenen „Schloß“ des Prinzen Arenberg. Dieses „Schloß“ hatte vor mehreren Jahren die besondere Aufmerksamkeit Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth auf sich gelenkt, woraufhin von Seite des Hofes Verhandlungen wegen eines eventuellen Ankaufes angeknüpft wurden, da aber Sr. Majestät der Kaiserin unterdessen in Erfahrung brachte, daß die Frau Fürstin Arenberg mit aller Sympathie an dem Besitze hänge, verzichtete Sr. Majestät sofort in der ihm eigenen liebenswürdigen Weise auf das Opfer, das der Prinz und seine Gemahlin der Herrscherin zu bringen bereit waren.

Nur wenige Schritte weiter, und wir stehen vor einem schmucken Eingang, das einen gleichfalls weithin an den Ufern der Schwarza sich dehrenden reizenden Park umfriedet, in welchem die erwähnte „Villa Warrens“ sich befindet.

Terrassenförmig steigen die Anlagen des Vorparkes zu dem in den schönsten Verhältnissen gehaltenen kleinen Schloßchen empor, da und dort bequeme Ruheplätze bietend, und namentlich ist es ein Rondeau auf einer der letzten Abtheilungen mit dem anmuthigsten Blumenbeete geschmückt, das da knapp an dem Aufstiege zum Plateau sich Dir zu Füßen legt, und von dem aus der Ausblick zur Vorderfront des Baues ein geradezu fesselndes ist.

Du hast sie jetzt ganz en face vor Dir, wie sie auch unser Bild Dir weist, die schöne Villa!

Ein zierlich gearbeiteter hallenartiger Holzvorbau, den „wilder Wein“ üppig und phantastisch umrankt, reicht hier bis zur Stockwerkshöhe hinauf, wo er sich dann als offene Terrasse vor einem der Gemächer ausbreitet; derselbe dient im Parterre, zu dem einige Stufen hinaufzuführen, je zu Seiten des Haupteinganges als eine Art Laube, wo sich in Sommer-tagen bei milder günstigem Wetter wohlgeschützt vor jeglichem Anprall des Regens oder Windes ganz angenehm weilen läßt; runde einfache Tische aus Holz und gleichartige Rundbänke mit silberfarbenen Anstrichen, die da postirt sind, zeugen für solche Benutzung.

Treten wir in das Innere der Villa selbst.

Den Boden der Hausflur und des Stiegenhauses ziert Marmormosaik in großen weißen und rothbraunen Würfeln, das Stiegenhaus selbst, das die schönsten Verhältnisse zeigt, ist an der Decke mit kunstvoller Stuccoarbeit geschmückt. Hier am Treppenaufgange hat auch eine mächtige Credenz aus dunklem Holze (Eichen mit Wachseinsatz) Platz gefunden, an der wir die herrlichste Schnitzerei (Weinlaub und Arabesken) bewundern können. Die Wände des Stiegenhauses wie die Stufen der frei und leicht hinangeführten Treppe sind von glänzend polirtem Marmor, und nur die Trittsflächen der letzteren sind zu größerer Vorsicht rauh gemacht; das Stiegenge- länder ist aus Goldbronzegefäßen mit zierlich verschlungenen Arabesken gefertigt und mit rother Sammetpolsterung versehen.

Aber wir wollen noch ein klein wenig in den unteren Räumlichkeiten verweilen.

Rechts und links vom Hauptthore liegen je ein paar Gemächer, von denen besonders ein Alkoven unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht; es ist das Schlafgemach Sr. Majestät des Kaisers, wenn Allerhöchstdieselbe hier zu Besuche und vor Antritt von Jagdpartien in der forstreichen Um- gebung weilt, das sich uns mit jener Einfachheit und doch dabei mit dem vollendeten Geschmack prägt, wie dies dem Wunsche des Kaisers Franz Josef namentlich in Betreff der Ausstattung seiner Landaufenthalte entspricht. Wenig und schlichte Einrichtung, doch von stilvollen Formen, die Por- träts der Familie und einige Jagdstücke — das ist Alles.

An der gegenüberliegenden Seite des Parterres liegt ein großer Speisesaal, dessen Decke mit der schönsten Stuccoarbeit geziert ist.

Eine geräumige Küche, ein römisches Bad mit Douche u. s. w. befinden sich im Souterrain des Gebäudes.

Gehen wir nun die Treppen hinauf in die Gemächer Ihrer Majestät der Kaiserin und der kleinen Prinzessin Marie Valerie.

Durch eine hohe Flügelthür treten wir in den großen Empfangsalon. Der Boden ist mit den feinsten Parquetten, die Wände sind mit lichtgrauen, rings um den Plafond gold- umrandeten Tapeten belegt. In den beiden Ecken zu Seiten des Entrées sieht man hohe weiße Marmorkamine mit hell- blinkenden Messingthüren, über den Kamin-Aufsätzen ragen aber fast bis an die Decke prächtige hohe Spiegel empor, in denen je eine davorstehende große, kostbare Lampe sich spiegelt.

Das Meublement dieses Salons bilden zwei Garnituren — dunkles Holz mit bordeauxrothem Sammet — in den gegen- über liegenden Ecken zu Seiten eines großen Spiegelfensters. Aus letzterem, das dem Salon sein volles Licht gibt, genießt man die herrlichste Aussicht nach der hinter der Villa gelege- nen Höhe des Semmering, die da schon in der Richtung gegen das später noch zu erwähnende Schloß Klamm ziemlich steil ansteigt; das Auge weidet sich da am schönsten Alpen- grün, und die Brust athmet frei auf, denn hier ist es uns ge- gönnt, den reinsten Aether zu schlürfen!

Zu beiden Seiten des Salons führen gleichfalls hohe Flügelthüren rechts nach den Appartements Ihrer Majestät der Kaiserin, links nach jenen der Frau Erzherzogin Marie Valerie.

Wenden wir uns zuerst nach der rechten Seite.

Da ist es zunächst das Schlaf- und Arbeitszimmer Ihrer Majestät, das wir betreten.

Ein prachtvolles Himmelbett mit Seidenvorhängen in der Lieblingsfarbe der Kaiserin, Penjée, eine Garnitur, Sopha und Causeusen von gleichem Stoffe und gleicher Farbe, ein schön und kunstvoll gearbeiteter Schreibtisch, darauf die Por- träts des Kaisers und der kaiserlichen Kinder und eine reiche Schreibgarnitur von oxydirtem Silber, zu Seiten des Secre- tairs eine zierliche Etagère, der Fußboden mit einem weichen orientalischen Teppiche überzogen — so umfängt uns mit allem Reize eines Daheims, bei dessen Ausstattung Reichthum und Geschmack Hand in Hand gingen, das Boudoir der Kai- serin von Oesterreich!

Und wenn wir hier an das Fenster treten und hinaus- blicken in die Landschaft, so trifft unser Auge zunächst auf die unten liegende Waldpartie des Parkes, aus der eine zweite

kleinere, die ursprüngliche sog. „alte Villa Warrens“ her- vorlugt, in welche sich auch, trotzdem ihre Einrichtung eine höchst einfache ist, Ihre Majestät in der heißesten Sommer- zeit oft auf mehrere Tage zurückzog, da die neue Villa wegen ihrer nach allen Seiten freien und offenen Lage bei großer Hitze, wie wir sie im diesjährigen Sommer zu leiden hatten, nicht genug Schutz und Schatten gewährt. Freilich ist eben diese freie und offene Lage der neuen Villa bei wolken- losem Himmel einer ihrer größten Vorzüge, denn sie gewährt, wie bereits hervorgehoben wurde, nach allen Richtungen hin die entzückendste Aussicht, namentlich eben von dieser Seite, wo man zunächst das Payerbacher und daran anschließend das wunderbar schöne Reichenauer Thal überschaut, dann im Hintergrunde den vielbesuchten Schneeberg erblickt, einen der beliebtesten Zielpunkte unserer Wiener Touristen.

An das Schlafgemach der Kaiserin reiht sich in weite- rer Fortsetzung der Gemächer ein mäßig großes Speisezimmer zum Frühstück und Dejeuner mit rundem Tisch und hoch- leuchtigen Stühlen aus lichten Holz; ein drittes Gemach war der Vorleserin Ihrer Majestät der Kaiserin eingeräumt.

Zur Linken des Salons schließen sich, wie erwähnt, die Appartements der Frau Erzherzogin Marie Valerie an, ebenfalls drei Gemächer, zwei davon für die kleine Prinzessin und ihre nächste Umgebung und das dritte für die Diener- schaft. Die Zimmer der Frau Erzherzogin sind in dem Stile jenes „Prinzessinnen-Zimmers“ eingerichtet, das Ihre Maje- stät die Kaiserin in der Weltausstellung im „Pavillon des kleinen Kindes“ herstellen ließ, und das wegen seiner geschmack- vollen wie praktischen Ausstattung die ungetheilte Anerkennung, den vollsten Beifall aller Besucher unserer Exposition errang. Wie wir wohl verrathen dürfen, war der bekannte ausgezeich- nete Kinderarzt, Hofrath Dr. med. Wiederhofer, mit die- ser glänzenden gelösten Aufgabe betraut worden.

Aus einem der Gemächer der Erzherzogin tritt man auf die Eingangs erwähnte Terrasse des Holzvorbaues, von der sich dem Auge gleichfalls die reizendste Fernsicht bietet.

Nachdem wir aber noch nicht vollends befriedigt sind von der erst nach den verschiedenen Seiten gewonnenen partiellen Aussicht und wissen, daß von dem die Feste der Villa über- ragenden Thurm eine Rundschau genossen werden kann, die ihres Gleichen sucht, so streben wir auch noch da hinauf und können uns oben angelangt in der That lange, lange nicht trennen von dem unvergleichlich schönen Panorama.

Im Bogen hüfelförmig den Umlid begrenzend der Kranz der Alpen bei der untergehenden Sonne in allen Far- ben und Tinten prangend, und nur da und dort ein hell- blinkender Kalkkoloß wie ein Riesenedelweiß zwischen rothen und blauen und violetten Alpenblumen herausleuchtend, und dieser farbenfrische Kranz ruhend auf einem sanft grün- lichen Wiesen und Auen! Doch plötzlich, wie das der Schmetterlin nicht selten begegnet, wenn sie sich mit dem Schließen eines üppigen Ententranzes abmüht, springt hier der fast schon vor unsern Augen geschlossene Kreis der Landschaft an der einen Seite weit auf, und unser Blick kann der im Thale unten fließenden Schwarza wieder folgen, die uns dort, wo die Berge vor ihrem Laufe zur Seite treten, hinauszuführt in die Thalebene von Gloggnitz, in welcher der zahlreichen Fabriks- schlotte dunkler tieflagernder Rauch das Bild mit dem eigen- thümlichen Timbre modernen Geschäftslebens abschließt.

Wir lassen aber unsere Blicke nicht allzu lange an diesem Horizonte hangen und lenken sie zurück herein in das Thal von Payerbach und senken sie nun ganz tief herab und un- mittelbar in die allernächsten Umgebungen der Villa selbst auf die romantisch verschlungenen Pfade der englischen Parkanlagen, auf denen wir nun auch, unser Observatorium verlassend, als- bald luftwandeln wollen, bis der helle Mond mit seiner vollen Scheibe hoch über unseren Häuptern steht und seinen magischen Glanz über das reizendste Heim märchenhaft ausgießt.

Da sind es üppig grüne Rasenplätze mit in prächtigem Farbenschmucke prangenden, vielförmig gefalteten Blumenbeeten, dort eine Partie hoher alter Buchen und Erlen, da dichtes Nadelgehölz, ab und zu zierliche Stege und Brücklein über das klare Wasser der Schwarza, die mit einem Seitenarme den Park umschlingt und nordwärts seine Grenze bildet, dort im kühlenden Schatten ein Forellenteich (der zugleich als Badeplatz dient, und an dessen Ufern sich schmucke Cabinen be- finden), da hebt sich wieder von dunklem Laubgrün eine Mar- morstatue, „Die badende Nymphe“, harmonisch ab, über welcher ein lustig plätschernder Springbrunnen seine Schaum- perlen in die Rüste emporsendet; Einsiedlerhütten, kleine Grot- ten, kühl-schattige Lauben und Wien Retiros in Menge sind da und dort in das grüne Büschwerk hineingestreut, und jetzt lauschen wir auch entzückt der Anseln „fröhlichem Chor, der auf den Aesten sich wiegt“ — Alles in Allem ein Bild anmuthender Ruhe und heiligen Friedens, eine Idylle, wie schwärmerischer Phantasie schönste Traumgebilde sie nicht rei- zender uns vorzugucken vermögen!

Aber die herrliche Idylle sie dient nur als Folie der „Anmuth auf dem Throne“, wie unser Anastasius Grün die hehre Frau in einem seiner schönsten Lieder be- grüßte; wer die hohe schlanke eisenartige Gestalt der Kaiserin Elisabeth diese Parkwege hinwachen sah, er mußte unwill- kürlich gemahnt sich fühlen an das Poesievollste und Lustigste, was je ihm aus indischen Gedichten von Frauenschönheit und Frauengrazie, umflossen vom sonnenhellsten Glanze märchen- haften Naturlebens, entzückend und berauschend entgegenquoll!

Hier erscheint die Kaiserin, zumeist gefolgt von ihrem Lieblingshunde, dem großen schwarzen Neufundländer, des Morgens in einfachem, doch geschmackvollst arrangirtem weißen Morgenmützchen, das prachtvolle dicke lange Haar ganz aufgelöst nach dem Nacken zurückfallend; nicht selten, namentlich wenn ein kleiner Regenguß die Nacht über die „Schwarza“ getrübt hat, das Fischzeug in der Hand — denn Ihre Majestät ist be- kanntlich wie eine passionirte Reiterin und Jägerin auch eine nicht minder geübte Fischerin — um die Morgenpromenade mit einer Uebung dieses Sports abzuschließen.

Nach beendigter Promenade nimmt die Kaiserin das De- jeuner, dann läßt sie die kleine Erzherzogin zu sich kommen oder empfängt die Vorleserin, worauf Ihre Majestät entweder ein wenig der Ruhe pflegt oder die Zeit bis zur Toilette für das Diner am Schreibtische zubringt. Um 6 Uhr Nachmittags wird das Diner genommen, dann folgt eine Spazierfahrt oder ein Ritt in die nächste Umgebung; bei größeren Ausflügen er- fährt die vorangehende Zeiteintheilung die entsprechende Ab- führung. Heimgekehrt unternimmt dann Ihre Majestät vor

dem Thee nicht selten noch einen kürzeren oder längeren Rund- gang durch den am späteren Abend erst seinen ganzen Zauber übergenden Park, wo der Besucher, um mit Schiller zu reden, „der Lüfte balsamischer Strom erquickend durchdringt“, und den „durstigen Blick labt das energische Licht“ des Abendsterns, der aus dem fast italienischen Tiefblau des Nachthimmels hier in brillantem Feuer herabblitzt!

* * *

Ein Embarras de richesse der herrlichsten angenehmsten Ausflüge weiter und näher liegt da in der Umgebung der kaiserlichen Villeggiatur, und mühte man schier die halben Ortslexika von Niederösterreich und des angrenzenden „Ober- steier“ plündern, wollte man all die Namen jener Orte hier- her stellen, nach denen man zu längerem oder kürzerem Aus- fluge von Payerbach aus den Weg nehmen kann. Wir können hier natürlich nur skizzenhaft über jene Punkte An- deutungen geben, die als Lieblingspartien Ihrer Maje- stät der Kaiserin und zwar nicht bloß aus den Tagen ihres diesjährigen Sommeraufenthaltes, sondern seit Jahren her be- kannt sind.

Zuvörderst die nächstgelegenen! Da ist es das nur wenige Minuten entfernte Reichenau, das Ihre Majestät auch dies- mal häufig zu Pferd und zu Wagen auf Ausflügen zum Kaiserbrunnen und ins Höllenthal oder seitwärts in die Frein passirte, und wo Ihre Majestät vor mehreren Jahren, als die Erzherzogin Gisela und Kronprinz Rudolf in zartem Kindesalter hier Sommer-Aufenthalt genommen hatten, gleichfalls längere Zeit verweilte.

Außer dem kaij. Schlosse, das inmitten des Ortes Reiche- nau gelegen ist, zählt man ringsum am Saume der das Reichenauer Thal einschließenden Berge eine Reihe reizender, im modernen Stile aufgeführter Villen. So hebt sich male- risch, wie wir es nicht bald wo sehen, vom dunklen Forste am Vorberge der riesigen Karalpe die neue vom renommirten Baukünstler Ferstel erbaute Villa des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig ab, der hier mit seiner neuvermählten Gemahlin, der jugendlich reizenden, liebenswürdigen Erzherzogin Maria Theresia, ihre von den Hoffestlichkeiten und den Weltausstel- lungsbefuchen nicht beanspruchte Zeit dieses Sommers ver- brachte, soweit dies nämlich des Erzherzogs Function als Protector der Weltausstellung zuließ, in welcher Eigenschaft Se. kaij. Hoheit in der That den unablässigsten Eifer und die größte Sorgfalt entwickelte.

In einem Neugebäude von Reichenau hatte auch unser Premier Graf Andrássy mit seiner Familie den diesjährigen Sommersejour gehalten und war von hier in freien Augen- blicken seiner Lieblingspassion, der Jagd, in die benachbarten Hochgebirge nachgegangen.

Den Mittelpunkt des Reichenauer Badelebens — denn Reichenau ist bekanntlich auch Kaltwassercurort — bildet das Curhaus der Gebrüder Waisnix und das denselben Eigen- thümern gehörige, mit allem Comfort und der größten Ele- ganz ausgestattete Badehotel „Thalhof“ mit einem prächtigen Parke. Hier im Thalhof wird auch ein köstlicher Zwie- back erzeugt, der unter dem Namen: „Reichenauer Zwie- back“ sich bereits eines weitgehenden Rufes und großer Be- liebtheit erfreut.

Ihre Majestät die Kaiserin ließ sich während ihres Aufenthaltes in der „Villa Warrens“ täglich davon eine frische Sendung kommen, und Ihrer kaij. Hoheit der Frau Erzherzogin Gisela mußte in ihre neue Heimath nach Baiern eine größere Quantität gesendet werden, da die Prinzessin denselben zum Thee allem Andern vorzieht.

Wir können unsern liebenswürdigen Leserinnen verrathen, daß wir sogar in der Lage sind, das Recept dieses feinschme- ckenden Gebäckes mitzutheilen.

Zu Seiten des Thalhofs erblickt man zwei reizende Villen, die eine dem bekannten Specialisten in Hautkrankheiten Med. Dr. Hebra in Wien, die andere Herrn Fränkel aus Wien gehörig, gegenüber am jenseitigen Bergesrand steht die Villa des Componisten der „Martha“, Herrn Friedrich v. Flotow; nahe dem Ausgange des Thales (gegen Payerbach zu) baut sich eben Graf Szecezyński mit großem Aufwande ein herrliches Landhaus.

Von Reichenau, dem Laufe der Schwarza entgegen, kommt man über das Gewerk Hirschwang nach dem „Kaiser- brunnen“, der köstlichen Alpenquelle, die im Jahre 1732 von Kaiser Karl VI. auf einer Jagd entdeckt, von seinem Leib- arzt Heräus geprüft und von demselben dem Kaiser zu täg- lichem Gebrauche empfohlen, nun bekanntlich durch das eben vollendete Riesenwerk der „Wiener Communal-Wasser- leitung“ nach der Reibnitz geführt wird.

Ueber den „Kaiserbrunnen“ hinaus — eine der roman- tischsten Partien der österreichischen Alpenwelt, die wir kennen — gelangt man nach dem Höllenthal, zur Singerin, in den „Raswald“, wo sich eine protestantische Colonie emiger Holzstecher befindet, Nachkommen jener Flüchtlinge, die einst aus dem Salzburg'schen vertrieben wurden und in aller Welt Zuflucht suchten, weitchein nach Schloß Guttenstein (dem Grafen Hoyo's gehörig) in die Schwarza u. s. f.

Eine äußerst liebliche Partie ist von Payerbach aus der Weg längs dem Waldberge zur Linken des Reichenauer Thales und knapp hinter der bereits erwähnten Villa des Herrn Erz- herzog Karl Ludwig vorbei über das Gewerk Edlach hin nach der Frein, eine Art „Graben“, wie man es hierzu- lande nennt, eine idyllische Schlucht, wo das mäßig hohe Nadelgehölz zu beiden Seiten der Straße enger und immer enger sich schließt, und wo endlich am gewöhnlichen Zielpunkte ein allerliebste gelegenes gutes Landgasthaus mit einem schönen Naturgarten, einem ewig plätschernden Wasserfalle und dicht- beschatteten Ruheplätzen zur Einkehr läßt.

In neuerer Zeit haben die ihre Villen immer tiefer ins Herz der Gebirge vorschleppenden „Wiener“ auch dieser Thal- schlucht ihre bisherige Ruhe geraubt, und wir sehen auch in der Frein schon zwei schöne Landhäuser, von denen das eine dem bekannten und beliebten Operettensänger N. S. Woboda, dem gegenwärtigen Director unserer bald zu eröffnenden „komischen Oper“ gehört.

Auf der durch die Frein führenden Straße begegnet dem Wanderer ein Botibild, den hl. Anton mit dem Jesuskinder darstellend; dasselbe hat Niemand anders, als Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth errichten lassen zum Danke für eine glücklich abgewendete Gefahr. Vor einigen Jahren näm- lich, als Ihre Majestät, mit den kaij. Kindern in Schloß

Reichenau weiland, eines Tages einen Ritt in die Frein unternahm, blieb plötzlich an der Stelle, wo heute das „Bild“ steht, das Pferd der Kaiserin wie angewurzelt, wollte nicht vor noch rückwärts, bäumte sich und scharrte abwechselnd mit den Füßen die Erde; endlich dasselbe zur Ruhe bringend fehrte die Kaiserin um und ritt nach Hause. Des andern Tages wurde im Auftrage J. M. an besagter Stelle nachgeforscht und gar nicht tief unter der Erde ein menschliches Skelet ausgegraben, dessen Witterung das Pferd unbedingt gehabt haben mußte!

Wenn man die „Villa Warrens“ durch das rückwärtige Gartenthor an dem Gärtnerhäuschen vorüber verläßt und einen kleinen Hügel hinanstiegt, so hat man auf der Höhe links vor sich den Ort Klip, der zwar nur wenige Häuser zählt, doch in die Tage des grauen Mittelalters zurückreicht, denn schon 1386 wird er in einer Urkunde des Herzogs Albrecht für Nicola von Pairpach erwähnt; heute hat er seine Bedeutung als Nachmittags-Stellbühnen der in der Umgegend wohnenden „Sommerfrischler“, die da im Gasthaus „zur Volleruß“ den Jausentasse mit delicatem „Obers“ und Milchbrod nehmen. Dieses Gasthaus dient mit seinem geräumigen Tanzsaale zur Abhaltung der meisten Bauernhochzeiten von weit und breit, die hier schon nach feierlicher Art gefeiert werden; gehörte ja doch diese Gegend in alter Zeit lange zur Steiermark.

Bevor man aber von der Villa nach Klip abbiegt, führt ein anmuthiger Waldweg nach der nicht weit gelegenen Wiese Klamm, zu der man übrigens auch per Bahn gelangen kann, da unmittelbar unter dem Felseneste die Station Klamm der Semmeringbahn gelegen ist.

Schloß Klamm, das eine echte Raubritterburg die unten sich hinziehenden Adliggraben beherrschte, gehört gegenwärtig dem Fürsten Liechtenstein, der den alterthümlichen Bau in seinem Innern restauriren ließ und in gutem Stand erhält.

Tief unten in dem einen Thale liegt zu beiden Seiten der alten Reichsstraße in den Graben hineingezwängt und mit dicht aneinander gebauten Häusern der uralte Ort Schottwien, weiterhin, das malerische Bild abschließend, prangt auf einer kleinen Anhöhe die „weiße“ Wallfahrtskirche „Maria Schutz“, hinter welcher sich der hohe Göfritz, auch Sonnenwendstein genannt, bis zu 4818 Fuß erhebt.

Von Klamm weiter setzt sich der Ausflüg nach der Station Semmering fort, wo man wieder die Bahn verläßt, oberhalb des Haupttunnels die Höhe erklimmt und beim Gasthaus zum „Erzherzog Johann“ die wunderbarste Aussicht genießt; hier steht auch das Denkmal zu Ehren Kaiser Karl VI., des Erbauers der alten Straße, die in 48 Tagen hergestellt wurde — „aditus, wie es in der bezüglichen Inschrift heißt, — ad maris Adriatici littora“, was natürlich heute von dem Schienenstrange der Südbahn in noch ausgedehnterem Maße gilt, die gleichfalls hier einen neuen Zugang zu den Küsten des adriatischen Meeres öffnete.

Wieder zur Bahn herabsteigend, gelangen wir auf ihr nach Spital am Semmering, wo 1160 Markgraf Ottokar von Steier ein Hospital für Reisende gründete, dann nach Würzzuschlag, gleichfalls ein uralter Ort, heute der Zielort der so hoch beliebten und namentlich während der Ausstellungsjahre vielbenutzten Semmering-Vergnügungsfahrten, wo gewöhnlich, wenn die gastfreundlichen Wiener die Theilnehmer an „Congressen“, „Tagen“ u. s. w. in Extrazügen nach dem „Semmering“ führen, die heitersten Verbrüderungsmahle gefeiert werden, bei denen dann der Würzthaler Wägenbund mit dem Vater des steierischen Volksliedes, dem wackern Schmölzer nicht fehlen darf.

Und von Würzzuschlag geht's dann seitab rechts in ein wunderprächtiges Thal fort die Würz hinauf zunächst über „Kapellen“, wo die eine Außenwand der alten gotischen Kirche mit einer uralten Niesenfreske, den heiligen Christoph mit dem Erlöser darstellend, geschmückt ist, nach Neuberg.

Aber es ist unmöglich, die Schönheit der Natur, die uns hier umgibt, die Fülle der Erinnerungen, die aus den mächtigen Bauten der Vorzeit hier zu uns sprechen, in den engen Rahmen dieses Bildes zu drängen, das ja schon das Reizendste im Vordergrund zeigt, den Sommeritz unserer schönen Kaiserin!

Der Londoner Omnibuskutscher.

Unter den Kosselentern Londons nimmt der Omnibuskutscher insofern die höchste Stellung ein, als sein Vock alle anderen Vöcke überragt. Was ihn sonst noch auszeichnet, ist sein Mangel an Livree und seine Umgebung, welche in der Regel aus vier neben ihm auf der Kutscherbank sitzenden Herren besteht, zweien links und zweien rechts. So fährt der Londoner Omnibuskutscher wie ein Premierminister als Vorkühnender auf einer ambulanten Ministerbank uns entgegen.

Mag es nun die Abwesenheit der Uniform oder die Anwesenheit oft ganz vornehmer, mit Regensturm und Zeitung bewaffneter Herren, oder das Gefühl des vom höchsten Vocke Fahrrens überhaupt sein, was unsern Helden inspirirt, wir wissen es nicht, fanden aber noch stets, mit wenigen Ausnahmen, daß der Londoner Omnibuskutscher Alles thut, um seinem äußeren Meinigen ein gentleman-Ansehen zu geben.

Schon seine Haltung hoch oben ist eine Achtung gebietende. Er sitzt nicht auf seinem Kutscherthron, sondern von ihm entlehnt die feinen Herren der dandy monde das Stehen beim Fahren, welches ein elegantes laisser aller zur Schau trägt, eine aristokratische Nonchalance verräth. Damit unser Held bei seiner aufstrengenden Arbeit, denn er fährt bis tief in die Nacht hinein, unter allen Umständen nicht in das Kutschen oder vorn Ueberfallen gerathe, trägt er um den Leib einen Riemen, der an der Rückenlehne des Vockes befestigt ist und bei rauhem Wetter und Regen eine wollene Decke, bei jenseigen Sonnenstrahlen aber eine weiße Schürze über den Unterkörper festhält.

Sein Hut ist ein hoher schwarzer, wie ihn jeder Herr in England in der Stadt trägt. Nur bei großer Hitze und Sonnenhuth tritt der niedere Strohhut, mit Schleier nach hinten geworfen in indischer Weise, an dessen Stelle. Das Gesicht des Omnibuskutschers leuchtet stets in sehr lebhaften Farben, wozu allerdings die rege und feuchte Luft Englands viel beiträgt, aber auch die Mittel, welche der Kutscher innerlich anwendet, um seine Natur gegen die Einflüsse des Klimas und

der immer in Aufregung befindlichen Elemente zu stählen. Außerdem verräth die Physiognomie des Londoner Omnibuskutschers echt englische Keulichkeit, die Ueblichkeit des Raifrens und starken Verbrauch von Seife, der nirgend mehr, als in London, mit feinen Staub-, Fuß- und Kohlendampfnieder schlägen nöthig ist.

Die Lieblingsfarbe der Kravatte des Londoner Omnibuskutschers ist blau, weiß geprenkelt, was sich zu den oft röthlichen Haaren und hier und da violetten Tönen am Kinn, Nase und Baden ganz geschmackvoll ausnimmt und das allzu starke Durchschimmern der Blutgefäße im Gesichte dämpft hilft.

Rock, Weste und Beinkleider, wenn sie auch nicht ganz neu mehr sind und von den Niederschlägen der Wasserdämpfe in Gestalt von Nebeln, Regen, Schloßen gelitten haben, befinden stets den Ausstopfstock und die Bürste, abgetragen sind sie nie. Auf den Glanz der Stiefel hält der Omnibuskutscher genau wie auf die Sauberkeit seines Hutes. Als ganz besonderen Schmud hat er eine Platte umhängen, welche in der Magengegend aufliegt und sich von Ferne wie eine Oberbürgermeisterkette oder wie der persische Sonnenorden ausnimmt, sich in der Nähe aber als eine runde blecherne, weiß angefrischene Platte erweist, auf welcher des Kutschers officielle Nummer und Bestallung steht. Ein noch nicht gar zu tief in den Jahren vorgerückter Omnibuskutscher wird es auch nicht verschmähen, in Frühjahrs- und Sommerzeit das in England in der Herrenwelt übliche Sträuschen in das Knopfloch zu stecken, so daß er schließlich das Bild eines wohlhabigen Lebemanns abgibt.

Zügel und Peitsche nimmt er nicht eher in die Hand, als bis ein paar in der Regel ins Hellgelbe spielende Lederhandschuhe, mit schwarzen Säumen auf der Oberfläche, seine kostbaren Finger decken, und die Pferde rührt er überhaupt nicht an, das besorgen die Stallknechte und Troßbuben. Dagegen behandelt er seine Thiere, welche an Sauberkeit in der Regel ihrem Oberbefehlshaber nichts nachgeben, höchst aufmerksam, man darf sagen, liebevoll. Sein Scepter, die Peitsche, hält er viel mehr dem Publicum mit einer graziösen Bewegung zum Aufsteigen entgegen, als daß er seine Pferde damit tractirt.

Ich sah sehr oft in der Nähe dieser eleganten Schwäger auf der hohen Kutscherbank, mir das Straßenleben Londons von Oben anzusehen, und genoß ihre Unterhaltung, welche immer den Charakter einer Audienzgebung annimmt. Gegen Fremde sind sie sehr artig und zuvorkommend im Erklären. Am originellsten ist ihre Pferdesprache, ein Zischen, Schnalzen, Pfeifen, Miauen, Krächzen und das Alles untereinander, so daß man alle Stimmen des Thierreichs zu vernehmen glaubt. Es gibt Omnibuskutscher, welche ihre Lippen nicht eine Minute ruhen lassen, und dieses ewige Unregen und Gespannt-erhalten der zwei Vierfüßler bringt es mit sich, daß trotz des glatten, vom vielen Verkehr abgeschliffenen Pflasters, trotz des von der Feuchtigkeit altstarrerigen Erdbodens, selten ein Omnibuspferd stürzt und seinen eigenen Gedanken nachhängend einschlüft. Die Thiere bewegen sich sehr lebendig, ihr Geschirr trägt vollständig den Charakter von privatem Herrschaftsgeschirr, wie ja auch der Kutscher den unabhängigen Herrn gern an den Tag legt, welcher die Sache mehr zu seiner Unterhaltung, zu seinem Vergnügen treibt.

Gesund muß das Handwerk sein, man sieht den Leuten, die außerdem gut bezahlt sind, an die Ruhe, die Luft, die Anregung und entsprechende Stillung des Magens bekommt ihnen. Wenn man daher selten ein unbeleibtes Individuum unter ihnen findet, so fehlt doch unter den Omnibuskutschern der eigentlich fette Mann.

Ein schwergewichtiger, auffallend beleibter Kutscher hat in England viel höhere Aussichten noch, als der Omnibuskutscherstand bietet. Denn der dicke Kutscher kann es in England bis zum Fuhrmanne der Königin bringen. Es ist erwiesen, daß sie den dicksten Kutscher in England hat, und der Adel sich alle Mühe gibt, nach Kräften beleibte Kutscher in seinen Dienst zu nehmen. Es ist nicht allein eine Schulle, sondern ein auf Erfahrung gegründeter Gebrauch. Phlegma auf dem Vocke ist einem schwindelichtigen Ideologen vorzuziehen. Ein schwerer Mensch sitzt viel fester, ein leichter fällt viel leichter vom Vocke, und diese Geistesheit eines breitschultrigen, runden Herrn, der Etwas vertragen kann und nicht so leicht das Gleichgewicht verliert und die Zügel schießen läßt, trägt sich auch auf die Thiere über, sie wissen, ihr Gebieter eilt mit Weile.

Während also der dicke Kutscher in England nur in hohe Herrschaftsdienste geht, in welchen er in Sammet und Seide gekleidet wird mit hohem Trefferhut und Flachsperücke, was ihn freilich auch auf vierhundert Schritt als Bedienten sichtbar macht, so setzt sich der schlankere zum Kosselenten berufene Mann auf den Omnibusvock, wo er schon ein bischen den dandy und gentleman spielen, mit den neben ihm sitzenden, oft sehr angesehenen Herren plaudern und es seinen zwei Kappen, Brannen und Schimmeln ruhig überlassen kann, mit dem vierundzwanzig bis dreißig Menschen fassenden Omnibus durchzugehen.

Trotz der unterirdischen Eisenbahn, welche die entfernteren Stadttheile mit der city, dem Herzen der Stadt, verbindet, hat das Omnibuswesen eher zu, als abgenommen. Die Luftcirculation in den Tunneln und tief liegenden Stationen ist eine sehr mangelhafte, und es gibt Punkte, an denen sich der Abzug des Schwefelgeruches kaum herstellen läßt, daher die alte Vorliebe für den Omnibus. Und aus demselben Grunde, dem besserer Ventilation, klettern die reichsten und oft hochbejahrten Herren mit zum Schwager hinauf, um frische Luft zu genießen, oft auf Kosten ihrer Gesundheit gegen Wind und Wetter. Das Innere der Londoner Omnibusse ist nichts weniger als auf Bequemlichkeit eingerichtet, die Leute sitzen eng aufeinander, der Durchgang ist schmal, und es wird beim Einsteigen des Passagiers nicht abgewartet, daß er sich setze, sondern im Trab sofort weiter gefahren. Die Concurrenz der Omnibusgesellschaften untereinander treibt zu dieser rasenden Eile, wie ja überhaupt Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit in einer Stadt wie London betteln gehen.

Der Omnibusconductor ist in der Regel das grade Gegentheil vom Kutscher. Conductor kann ja auch Jeder mann werden, während die Fahrkunst zu den Künsten gehört. Conductoren rekrutiren sich aus allen Ständen, während ein guter Kutscher in der Regel von Jugend auf in seinem Fache gedient und eine förmliche Lehrzeit durchgemacht hat. Das

ewige Herunterspringen vom Tritte, das Thüraufreißen, Gelb-abnehmen und Nachspringen hinter dem davonsahrenden Omnibus, das Alles degradirt den Conductor zum untergeordneten Beamten und Diener, während der Kutscher wie ein Gott in seiner olympischen Ruhe dasigt und seine Erhabenheit über Alles in seinem Wesen wiederstrahlt. Daß seine Stellung eine niedrigere ist, bekundet der Conductor am besten in seinem weniger sorgfamen Anzuge, in seinem niederen runden Hute und seinem hastigen, immer sprungbereiten Wesen.

Wir konnten nicht umhin, dem Londoner Omnibuskutscher an den Stufen seines Vockes diesen Vorbeerzweig niederzulegen und danken dem Publicum für Beiwohnung dieses feierlichen Actes.

H. Hugo.

Gedichte.

Von Friedrich Bodenstedt.

1.

Es haucht ins feine Ohr der Nacht
Die Nachtigall ihr Maientlied;
Kings Alles ruht, nur Liebe wacht,
Man sieht sie nicht, die Alles sieht.
Rein spiegelt sich die Herrlichkeit
Des Himmels in des Stromes Lauf,
Und alles Lebens Widerstreit
Löst sich in Licht und Wohlklang auf.

2.

Wir wandern Alle den Weg zur Gruft
Im Kampf mit Sorg' und Erdennoth,
Wir athmen Alle dieselbe Luft,
Wir essen Alle dasselbe Brod;
Nur Liebe überblüht die Kluft,
Die zwischen Sein und Nichtsein droht,
Daß, wie gepflückter Blumen Duft,
Doch Etwas überlebt den Tod.

3.

Zur Wahrheit führen rauhe, dunkle Bahnen,
Erst spät erfüllt sich, was wir früh schon ahnen.

Wir sind des Lebens Schuldner: jeden Tag
Schickt es als Boten, an die Schuld zu mahnen —

Und bis sie ganz getilgt ist, bleiben wir
Des Irthums, unsres Zwingherrn, Unterthanen.

Die Christnacht.

Sage aus Armagnac. *) Von Ida von Düringsfeld.

Die Christnacht ist eine Zeit, wo es in der Hölle drunter und drüber geht. Die Hexen, die Wärvölfe und die Teufel wissen sich nicht zu lassen vor Zorn über die Geburt unseres Herrn und thun überall so viel Böses, wie sie nur können. In dieser Nacht muß man sich sehr hüten, die kleinen Kinder ganz allein daheim zu lassen, wenn man in die Messe geht. Man hat's erlebt, daß die Hexen die Abwesenheit der Väter und Mütter benutzt haben, um in die Häuser zu kommen und Bosheiten auszuüben. Es heißt sogar, daß in der Gegend von Mas de Fimarcoun die Eltern eines ihrer Kinder am Spiege fanden, weil es die Hexen gebraten hatten.

Eine Christnacht waren zwei Frauen zur Messe nach Leytouro gekommen und gingen, während sie warteten, daß es zu St. Geodasius läute, auf der Bastion hin und her, wobei ihnen ein Ast in die Quere kam.

„Catalino!“ sagte die Jhabean, „heb' doch den Ast auf.“ Aber die Catalino hatte den Ast nicht sobald aufgehoben, als auch der Wind sie nebst der Jhabean nach der Ebene von Buset führte, wo die Hexen den Sabbath halten.

Die beiden Frauen erkannten hier viele Leute, von denen sie nie geglaubt haben würden, daß sie sich dem Teufel ergeben hätten, und die sehr wenig zufrieden gewesen wären, wollte man sie nennen. Dieses ganze schlimme Volk sprang und tanzte in der Runde, indem es auf den Teufel wartete, welcher den Sold auszahlen sollte. Der Teufel kam endlich in einem mit Ragen und Schnecken bespannten Wagen und öffnete einen großen Kasten, der ganz voll von Thalern und von Louisd'ors war. Aber im Verhältniß, wie er die Hexen bezahlte, verwandelten sich die Thaler in Kohlen und die Louisd'ors in trockene Brombeerblätter.

Nachdem die Auszahlung vorüber war, begann der Teufel die schlimme Messe, machte auf dem Erdboden mit dem linken Fuß das Zeichen des Kreuzes und las das heilige Evangelium rückwärts. Im Augenblick der Wandlung erhob er eine schwarze Hostie mit drei Spizen, und die Kröten und die Kröte fingen alle an zu singen.

Nach der Wandlung gingen alle die Leute vom Sabbath mit einer schwarzen Kerze in der Hand, um dem Teufel den Schweiß zu küssen.

„Jetzt ist die Reihe an Euch,“ sagte eine alte Heze zur Catalino und zur Jhabean. „Wollt Ihr hingehen?“

„Niemals, mein Gott!“

Bei dem Worte Gott galopirte der Teufel von dannen und all sein schlechtes Volk hinterdrein, und die Catalino und die Jhabean waren plötzlich wieder auf der Bastion, als eben das erste Mal zur Mitternachtsmesse geläutet wurde.

*) Unter Armagnac ist hier nicht die kleine Grafschaft im Westen des Departements du Gers im südlichen Frankreich zu verstehen, sondern die Landschaft, welche unter der alten Monarchie diesen Namen führte und beinahe das ganze jetzige Departement ausmachte, dessen Hauptort Auch ist. Das dort gesprochene Patois ist eine Mundart des Gasconner Dialectes.

Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

XII.

Auf allen früheren Ausstellungen stand Frankreich an der Spitze der Möbelindustrie; auch in Wien hat es, neben Italien, seinen Rang behauptet, obschon es diesmal, sowohl was die Zahl der Einwendungen, als die Kostbarkeit der Arbeiten betrifft, hinter seinen früheren Leistungen zurückblieb. Die Ursache hiervon ist jedoch nicht in einem Rückgang der Fabrication, sondern in den politischen Ereignissen zu suchen, welche die Werkstätten desorganisirten und eine größere Production reich und sorgfältig geschnitzter Möbel verhindert hatten, da solche künstlerische Sculpturen häufig von einer einzigen Hand ausgeführt werden und alsdann mehrerer Jahre zu ihrer Vollendung bedürfen.

Im Gegensatz zu den französischen Kunstwebern, hatten die Kunstschler dieses Landes sich längst von dem in üblem Sinne modernen Geschmack willkürlicher Formlosigkeit befreit und zu den guten Mustern der Renaissance zurückgegriffen. Denn auch die Schreinerei war so wenig wie die übrige artistische Industrie dem Verfall entgangen, welchen Barockstil und Rococozeit über die Kunst gebracht hatten. Nach der Renaissanceperiode — von der wir bei Gelegenheit der italienischen Möbel gesprochen haben — begann der feine und elegante Baustil des sechszehnten Jahrhunderts allmählig in die schwerfälligeren Formen des Louisquatorze auszuarten und schließlich durch prunktichtige Ausschweifung dem Zopfstil die Wege zu bahnen. Die Möbel verlieren nun ihren spezifischen Charakter wieder, verwandeln sich durch das Uebergreifen des architektonischen Elements zu kleinen Gebäuden und werden sogar plump und schwer. Der stoffliche Schmuck sucht mehr und mehr an die Stelle des artistischen Werthes zu treten; die in der Renaissance sparsam verwendeten Zierrathen und Einlagen von Metall, Stein, Perlmutter, Eisenbein und buntem Holz werden immer aufdringlicher und überziehen schließlich das ganze Schreinwerk. Der zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Paris lebende Möbelfabrikant Boule verbreitete jene koketten Fournirmöbel, die noch heute seinen Namen führen, über die ganze Welt. Als aber nach der Orgie des Königthums, der Tragödie der Revolution und der Heldenkomödie des Kaiserreichs die Welt des Luxus einer wachsenden Ernüchterung anheimgefallen, und das Geschwür des Louisquize sammt dem Gehängsel des Louisseize in der Langweile des kaiserlichen „Lederhosenstils“ untergegangen war, blieb schließlich von den gemalten Porcellanmedaillons, den vergoldeten Bronzetzerrathen und den eingelekten Ornamenten, womit Boule seine Möbel nicht ohne Geschmack ausgestattet hatte, Nichts übrig, als der Holzüberzug, das Fournir, welches nun die ganze Oberfläche des Schreinwerks mit einem dünnen Blatte polirten Holzes überzog.

Damit ist man fast wieder zur Rohheit des romanischen Geräths zurückgekehrt, dessen Schmuck in der Bemalung seiner Oberfläche bestand. Ja, eine solche hölzerne Cartonagearbeit ist noch schlimmer, als das Bemalen, da sie jeder gelunden Profilierung, jeder plastischen Gliederung des Möbels widerstrebt, und dasselbe auf eine glatte, flache, unförmliche Kiste mit Abtheilungen zurückführt. Das Fourniren der Möbeloberfläche brachte in der Schreinerei eine ebenso große rückwärtliche Revolution hervor, als einst das Einrahmen des Brettes in der gothischen Periode eine fortschrittliche bewirkte; denn die neue Methode machte das künstlerische Schreinwerk geradezu unmöglich und ist höchstens zu kleinen Tablettarbeiten, wie Kästchen, Schatullen etc. verwendbar. Was daher beim Rococostil noch weit schlimmer ist, als die Ausbauchung seiner Kommoden und die Vorkleinigkeit seiner Tische, das ist seine Verfündigung am Gesetze der Construction. Diese versteckt sich nun wieder wie in der vorgothischen Zeit, zeigt weder Fugen noch Ansätze, wodurch das Möbel aussieht wie aus einem Stücke geschnitten oder aus Metall gegossen und den Charakter des Holzgeräths verliert. Aber zu gleicher Zeit wird auch die Festigkeit und Dauerhaftigkeit desselben beeinträchtigt; denn da das Holz nie aufhört zu arbeiten, und die Fugen der Zusammensetzung die Formen des Aufbaues mit den durchschneiden, so entstehen bald lockere Spalten, welche den Eindruck von Alter und Gebrechlichkeit hervorbringen. Ein rationell, nach dem gothischen Princip, konstruirtes Möbel dagegen, welchem Fugen und Ansätze zugleich als Zeichnung und Profilierung dienen, hat vom Weichen des Holzes keinen Schaden zu leiden.

Nur in einem Punkte hat das achtzehnte Jahrhundert etwas geleistet, im Stilmöbel. In der romanischen Zeit wurden Stühle und Bänke höchstens mit Teppichen belegt, später mit einem beweglichen Kissen, und

erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts kamen gepolsterte Sitze zum Vorschein, auf welchen das Kissen befestigt und der Stoff angenagelt ist. Doch waren die Polsterstühle jener Zeit immer noch ziemlich hart und steif; erst die Zopfzeit entschloß sich, das Polster nicht mehr als Auflage und Anhängsel, sondern als den eigentlichen Zweck und Ausgangspunkt von Sessel und Sopha zu behandeln. Ein Gerath muß vor Allem bequem und rationell gebaut sein, dann verleiht ihm die augenscheinlich gewordene Zweckmäßigkeit zugleich ein Gepräge logischen Einklangs, das es nie häßlich erscheinen läßt. So machen auch die geschwungenen Formen des Rococostiles keinen störenden Eindruck, weil sie hier nicht willkürlich gewählt, sondern den Wellen des Polsters angepaßt und den Rundungen des Körpers, der darauf ruhen soll, entsprechend sind.

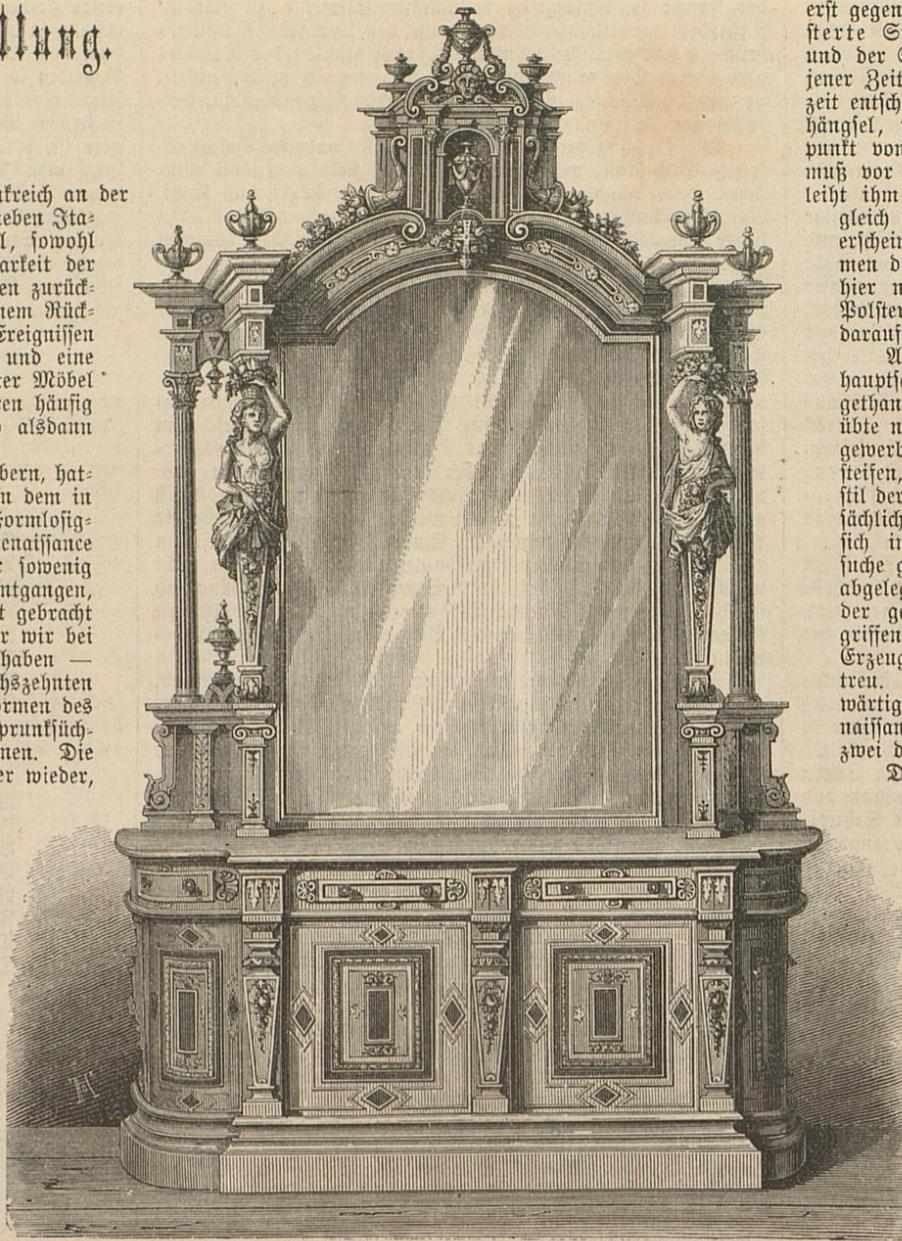
Auf den früheren Ausstellungen hatte sich Frankreich hauptsächlich durch seine Möbel im Renaissancestil hervorgethan. Aber das Alles demoralisirende zweite Kaiserreich übte natürlich seinen verderblichen Einfluß auch aufs Kunstgewerbe, und so wurde in der Möbelindustrie, neben dem steifen, steinernen Neogrec, eine Zeit lang der Louisseizestil der vorherrschende. Diesen Rückgang hatte man hauptsächlich einer Liebhaberei der Kaiserin zu verdanken, die sich in der Atmosphäre von Trianon und in dem Besuche gefiel, die zweifelhafte Figur einer Eugenie mit der abgelegten Garderobe Marie-Antoinette's aufzustufen. Aber der gebildete Geschmack, nachdem er einmal Platz gegriffen, war nicht so leicht auszurotten, und die höheren Erzeugnisse der Möbelkunst blieben den guten Vorbildern treu. Auch von den französischen Ebenisierern der gegenwärtigen Ausstellung gehören die vorzüglichsten dem Renaissancestil an. Wir bringen in der heutigen Nummer zwei der schönsten Arbeiten aus dieser Gruppe.

Das Buffet (Abb. 1), von Gueret Frères in Paris, ist ein vortreffliches Muster, wie im Möbel das architektonische Element auf die beschiedeneren Formen des Schreinwerks zurückgeführt werden muß. Bestimmt als Servir- und Abstellisch zu dienen und die Wand zu zieren, ohne viel Raum einzunehmen, hat es die Säule zu leichten Pilastern, die bauliche Gliederung zu Rahmen und Füllungen verflacht, welche sich an die Wand anschmiegen, ohne deshalb einer abwechselnden Gruppirung zu ermangeln. Aus unpolirtem Nußbaum, einfach, kräftig, aber von hübscher Zeichnung und Schnitzung, verbindet es, als Hiebe eines Stimmers, den Charakter des Gebrauchsmöbels mit den Anforderungen künstlerischen Schmuckes in glücklichem Maße.

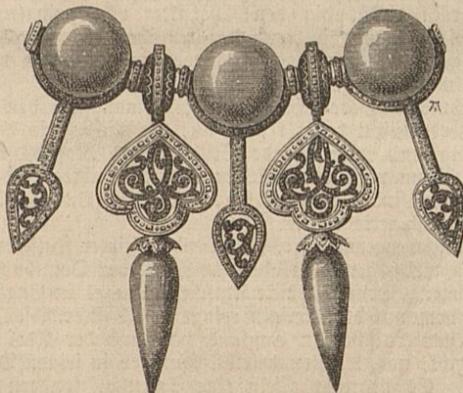
Reicher und koketter ist der Buffet-schrank mit Spiegel (Abb. 2), von Mazaroz und Ribailier in Paris. Die zu beiden Seiten freistehenden feinen Säulchen mit Arkaturen sind schlanke aufgebaut und retten sich durch große Zierlichkeit vor einer allzu architektonischen Wirkung. Die an sich eleganten Caryatiden erscheinen dagegen etwas aufgestellt; der Aushlag, auf dem sie ruhen, müßte sich die ganze Hinterwand entlang fortsetzen, um ihnen eine geeignete Basis zu geben, was freilich den Spiegel beeinträchtigen würde. Das Buffet ist von unpolirtem Nußbaum, mit Vierecken, Rauten und Punkten in schwarzem Holze, und mit Ornamenten und Linien in hellem Holze eingelegt.

Wir lassen den Möbeln noch einige Schmuckarbeiten folgen, woran die französische Abtheilung sehr reich ist. Dieselben sind von Otterbourg und Comp. in Paris, dessen Ausstellung sich durch große Mannigfaltigkeit, wie durch vortreffliche Arbeit auszeichnet, und bestehen aus einem Bracelet mit Figuren, dem Stück eines Colliers in antikem, und dem Vordertheil eines Diadems in persischem Stil. Letzteres, in verkleinertem Maßstab abgebildet, ist grün, blau und roth emailirt. Das Halsband (Abb. 3) erfreut durch seine außerordentlich zierliche Arbeit. Die Spitzen und Perlen bestehen aus Korallen, und die Zwischenglieder aus feinen grünemailirten Goldverzierungen, welche von schmalen, reich mit kleinen Diamanten besetzten Bändern umfaßt sind. Der Grund des Armsbands (Abb. 4) ist mattes Gold mit zart tracirten Arabesken. Die Ranken und Blätter bestehen aus farbigem Gold; die Amoretten sind fleischfarben emailirt, mit Flügeln und Haaren von Gold; das Ganze schließt ein glatter Reif ab, auf welchem eine feine Perlenschnur angebracht ist. Das Armsband vereinigt alle Arten künstlicher Goldarbeit in seinem kleinen Rahmen.*

* Anmerkung der Red. Es war ursprünglich unsere Absicht, die Reihe der Weltausstellungsberichte mit diesem Jahrgang zu schließen; unterdessen sind uns von unseren Lesern so zahlreiche Zeichen des Beifalls für diese ebenso unterrichtenden als anregenden illustrirten Artikel kundgegeben worden, daß wir auch 1874 noch einige Wiener Weltausstellungsberichte veröffentlicht werden, und zwar solche, welche für Frauen besonders wichtige Thematia behandeln und am Beispiel erläutern.



2. Buffetschrank mit Spiegel von Mazaroz und Ribailier in Paris.



3. Collier in antikem Stil von Otterbourg u. Co. in Paris.



4. Bracelet mit Figuren von Otterbourg u. Co. in Paris.



5. Diadem in persischem Stil von Otterbourg u. Co. in Paris.



1. Buffet von Gueret Frères in Paris.

Vier Wochen auf Urlaub.

Novellette von Eduard Malpene (mit Illustration von Erdmann Wagner).

I.

„So! — Nun kennt Sie meine Ansichten über diesen Punkt, Jungfer Nichte, und wenn wir gut Freund sein sollen während der Wochen Ihres Hierseins, so erwähnt Sie der Geschichte niemals wieder und nennt den Namen Ihres Bruders, des undankbaren Patrons, gar nicht in meinen vier Wänden — hat Sie mich begriffen, Jungfer Nichte?“

Das junge Mädchen, dem diese Worte galten, neigte wie in demüthsvoller Zustimmung das reizende Köpfchen, aber um den frischen Mund zuckte es dabei halb wie Trotz, halb wie Spott.

„Ich hab' es gehört, Herr Onkel, und werde mich bemühen zu gehorchen,“ sagte sie, zu ehrerbietigstem Ton sich zwingend, „sollte es mir aber doch passieren, daß ich von dem undankbaren Patron, von meinem armen Bruder Emil, einmal sprechen sollte, so bitte ich es meiner Unerschrockenheit zu Gute zu halten, die noch nicht begriffen hat, warum Emil zum Verbrechen gerechnet werden soll, was der Sohn des hochangesehenen Präsidenten von Coceji unter Beistimmung seines berühmten Königs thun durfte.“

Der alte Herr sah bitterböse von seinem Teller auf, legte Messer und Gabel nieder und stützte beide Hände auf die Kniee.

„Das soll Sie hören, Jungfer Nichte,“ sagte er darauf ingrimmig, „und dann merke Sie sich's! Der Herr Präsident von Coceji war ein gar vornehmer Herr, der den richterlichen Purpurmantel und den großen Wappenschild seines Hauses über die Tünnlerin, die Barberini decken konnte, die der Herr Sohn ihm als unliebsame Schwiegertochter zugeführt hatte — das Alles kann ich nicht! Ich bin nur der alte Amtshauptmann Christian Schmidt, der nun fast fünfzig Jahr hier auf dem Schlosse seines gnädigen Herrn Fürsten lebt, den jedes Kind in der Stadt unten kennt, und den jeder Bürger respectirt — das würde aber anhören, wenn so leichtfertiges Gesindel in meine Familie käme. Nein, ich will geachtet unter ihnen leben und sterben, wie es mein Vater und Großvater vor mir thaten — und die Sängerin kommt nicht als zukünftige Frau Amtshauptmannin hierher, so lange es der alte Christian Schmidt verhindern kann! Und nun noch einmal, Jungfer Nichte, entweder läßt Ihr Bruder seine Liebste fahren oder seinen alten Onkel und die Amtshauptmannschaft dazu, auf die er, durch meine unterthänigste Bitte, von Sr. Durchlaucht die Anwartschaft erhalten hat.“

Hiermit nahm der alte Herr Messer und Gabel wieder zur Hand und stach grimmig auf die Reihbühner ein, die Barbara, die alte Köchin, soeben zart gebräunt auf die Abendtafel gesetzt hatte, während die „Jungfer Nichte“ in gedankenlosem Thun die geschmorten Birnen auf ihrem Teller in winzig kleine Stücklein schnitt.

Es herrschte jetzt tiefes Schweigen an der kleinen Tafel; auf der Stirn des alten Amtshauptmanns lag eine dichtere Wolke, als sie je die schwersten Amtssorgen hervorerufen, und in die weiße Stirn des jungen Mädchens hatte die letzte halbe Stunde eine leichte Falte gezeichnet. Plötzlich zuckte es um die frischen Lippen, die die Stirn glättete sich und in den schönen, dunklen Augen glühte ein heller Strahl auf.

Sie erhob das bisher gesenkte Haupt und blickte prüfend hinüber in das Antlitz des gestrengen Amtshauptmanns.

„Ich bitte den Herrn Onkel demüthigt um Verzeihung,“ begann sie endlich mit einem Ausdruck kindlicher Schüchternheit, der ihrem Gesichtchen allerliebste stand, „daß ich so thöricht vorhin gesprochen; jetzt würdige ich vollkommen die Ansichten, die dem Herrn Onkel maßgebend sind und es fortan auch mir sein sollen und ich werde meinen guten Willen beweisen, in-

dem ich all meinen schwesterlichen Einfluß aufbieten will, Emil zum Rücktritt zu bewegen. Gelingt es mir nicht, so bitte ich nur den Herrn Onkel, es mir nicht zur Last legen zu wollen.“

Der alte Herr blickte verwundert auf. Eine so schnelle Befehrsung schien selbst seinem ahnungslosen Gemüth verdächtig; aber das junge Mädchen sah so rührend kindlich und unschuldsvoll zu ihm herüber, hielt die feinen Händchen in so demüthiger Bitte vor der Brust gefaltet, daß er nicht an der Wahrheit ihrer Worte zweifeln konnte; der Rest seines Bornes schwand und er nickte wohlwollend mit dem gepuderten Haupte.

„Recht so, Jungfer Nichte,“ sagte er freundlich, „versuche Sie Ihr Heil! Weiberworte und Weiberthänen sollen ja Manches durchsetzen, was dem Manne nicht gelingt — Gott Lob, daß ich das nicht aus eigener Erfahrung sagen kann, denn

deckt und den Armeleuchter wieder darauf gesetzt, während der Amtshauptmann an das andere Ende des Zimmers ging, sein Abendpfeifchen dort von dem Wandtischchen zu nehmen.

„Alle Wetter, der Schlingel, der Johann,“ polterte er plötzlich los, „hat er meine Pfeifen nicht gestopft — soll ihn doch gleich ...“

„Ei, Herr Onkel,“ sagte das junge Mädchen lachend, indem sie schnellen Schrittes zu ihm an das Tischchen trat, „wenn's weiter Nichts ist — da kann ich helfen. Geben Sie mir her, Sie sollen sehen, wie gut ich verstehe; hab' ich doch des seligen Vaters Pfeifen jahrelang besorgt.“

„So?“ sagte der alte Herr zweifelnd; aber er ließ es sich gefallen, daß sie ihm die Pfeife aus der Hand nahm, den schön bemalten Porzellankasten öffnete und daraus den großen

Maserkopf mit dem duftenden virginischen Kraut füllte. Die weißen Fingergchen bewegten sich dabei so zierlich und kunstgerecht, daß der alte Herr Nichts zu erinnern wußte, sondern schweigend und ganz behaglich zuschaute.

Als sie ihm dann die Pfeife mit einem anmuthigen Knig überreichte, einen Fidibus aus dem blauen Glase zog und ihn angezündet auf den Pfeifentopf hielt, ganz in der Art, wie er es von seinem alten Johann gewohnt war, da hatte sie den ersten Fuß breit Laudes in seiner Gunst erobert, und er gestand sich im Stillen, daß es wirklich auch vernünftige Geschöpfe unter diesem Frauenvolk geben könne — eine Annahme, die er bis zu dieser Stunde entschieden verneint hatte.

„Will der Herr Onkel mir gütigst sagen, womit ich ihn bis zur Schlafenszeit unterhalten darf?“ fragte das junge Mädchen, „soll ich vielleicht die Zeitungen vorlesen, die dort liegen?“

„Nein,“ entgegnete der Amtshauptmann, „die sind für den Frühstückstisch. Emil hat — Bogtaufend, ich will den Namen ja nicht mehr nennen — wenn Sie mir die Zeitungen Morgens beim Kaffee vorlesen will, Jungfer Nichte, wird mir's angenehm sein. Abends habe ich mit dem Emil — Donnerwetter schon wieder — mit dem Schlingel Schach gespielt; aber das kann Sie ja nicht, denn beim Schachspielen muß man denken und das pflegt nicht die Liebhaberei der Frauenzimmer zu sein.“

„Ach!“ sagte das junge Mädchen, den Kopf leise wiegend und die Hände wie in halber Betrübnis faltend; aber in ihren schönen Augen zuckte ein Strahl, der jedem Andern als dem alten Herrn so deutlich wie Worte gesagt hätte: „Nimm Dich nur in Acht, daß Du nicht zu Deinem eigenen Schaden das Gegentheil erfährst!“ „Mein Vater hat mich das Schachspiel gelehrt,“ sagte sie dann, „freilich so gut wie der ... der Schlingel werd' ich wohl nicht können, aber da der Herr Onkel Augenblicks keinen andern Widerpart hat, nimmt er vielleicht mit mir vorlieb!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie zu dem Spieltisch zwischen den beiden Fenstern, nahm das dort stehende, kunstvoll gearbeitete Schachbrett fort und setzte es auf den Tisch vor den alten Herrn nieder; mit stinker Hand ordnete sie dann die Figuren und das Spiel begann.

Einem Frauenzimmer gegenüber sorgsam spielen — das wäre unter der Würde eines so tüchtigen Schachspielers gewesen, als welchen der alte Herr sich fühlte; darum ließ er achlos seine Bauern hervorrücken und den Läufer heraustreten; aber schon nach wenigen Zügen seiner Gegnerin wurde er eines Andern belehrt.

„Alle Wetter!“ brummte er verdrießlich, als seine Königin fiel; dicht und stoßweise blies er den Dampf aus der Pfeife und bemühte sich nun durch verdoppelte Aufmerksamkeit den Verlust wieder einzubringen — aber Alles umsonst! Als die Schloßuhr in heiseren Schlägen die Stunde der Ruhe verkündete, konnte sich der alte Herr der unangenehmen Wahrnehmung nicht verschließen, daß ein Frauenzimmer ihn, den angesehenen Schachspieler, matt gemacht habe.

„Ei, ei, Jungfer Nichte,“ sagte er anerkennend, „Ei-



Erdmann Wagner

Vier Wochen auf Urlaub.

Originalzeichnung von Erdmann Wagner.

ich habe mir das Frauenvolk stets fern gehalten — darum hat es mir auch nie Etwas anhaben können!“

Ein Blitz des Spottes slog über das schöne Mädchenantlitz, aber er kam und schwand so schnell, daß er den alten Augen des Amtshauptmanns völlig entging.

„Dann muß ich mir's ja zu doppelt hoher Ehre anrechnen, daß der Herr Onkel meinen Besuch nicht zurückgewiesen und mich vier lange Wochen um sich dulden will!“ sagte sie mit weichester Stimme.

„Nun,“ entgegnete der Amtshauptmann gutmüthig, „die Jungfer Nichte kam ja heut Morgen an, wie aus der Pistole geschossen, da konnte ich sie doch nicht stehenden Fußes wieder fortschicken.“

Das junge Mädchen stand auf und trat zu dem alten Herrn, seine Hand mit so dankbarem Ausdruck an ihre Lippen ziehend, als enthielt dies magere Zugeständniß seiner Gastfreundschaft die höchste verwandtschaftliche Gunstbezeugung. — Die alte Barbara hatte die Tafel abgeräumt, die grüne Tuchdecke mit den dicken Quasten wieder über den Tisch ge-

...

kann ja wahr und wahrhaftig Schach spielen, besser, als Ihr — zum Teufel — besser, als Ihr Vorgänger; aber denke Sie nur nicht, daß es Ihr immer so gelingen werde — daran war diesmal nur meine Unaufmerksamkeit im Anfang Schuld.“

„Es ist ein Prachtmädl,“ sagte der alte Herr, als er darauf in seinem Schlafzimmer auf und ab schritt, die letzte Friedenspeife zu rauchen, ehe er des Tages Last und Hitze in sanftem Schlummer vergaß, „die Peife hatte bessere Luft, als wenn Johann sie stopft, und Schach spielen kann sie beinahe so gut wie ich. Es ist eigentlich Unrecht von mir, daß ich meine Schwägerin so ganz aus den Augen verlor — war sie doch meines einzigen Bruders Frau, und daß sie sich nach seinem Tode mit dem Musikanten — wollte sagen, mit dem Musikdirector, verheiratete, konnte man ihr schließlich nicht Groß verdanken. So ein schwaches Frauenzimmer kann das Alles nicht so gut vertragen wie unsern. Na, ich kann's ja an dem Mäd'el gut machen, obgleich es eigentlich nicht mehr so recht Verwandtschaft zu nennen ist — ist sie doch die Tochter aus des Musikanten erster Ehe, also den Weiben eigentlich ganz fremd, aber sie hängt doch an meiner Schwägerin und ihrem Sohne, als wenn sie die leibliche Tochter und Schwester wäre — mit einem Wort, es ist ein Prachtmädl!“

Das Prachtmädl, für gewöhnliche Sterbliche „Mamsell Therese Müller“ genannt, einzige eheliche Tochter des verstorbenen Musikdirectors Müller und Stiefschwester des in Ungnade gefallenen Emil, schritt unterdeß, eine brennende Wachskerze in der Hand tragend, den langen, hochgewölbten Corridor hinab, der das Hauptgebäude des Schlosses durchschneidte.

Von dem schüchternen, fast demüthigen Ausdruck der vergangenen Stunden war Nichts mehr zu entdecken; neckischer Trotz lagerte um die frischhen Lippen, und ein heller Strahl brannte in den schönen, dunklen Augen.

Sie hielt die Kerze hoch über ihrem Haupte, daß die Fledermäuse, die oben an den Gewölbhingen, geblendet von ihrem Scheine herumzuschwirren begannen.

„Ja, fliegt nur!“ murmelte das junge Mädchen unerschrocken, „euch und die alten modrigen Ansichten will ich gleicherweise aus diesen Räumen verjagen — paßt auf, ihr scheues Nachtgesindel!“

Sie hatte jetzt das Ende des Hauptganges erreicht, wo der schmalere Gang zu dem Seitenflügel abbog, in welchem die alte Barbara sie einquartiert hatte.

Hier, in dem Winkel, in welchem beide Gänge zusammenstießen, stand in schwerem, dunkel gewordenen Goldrahmen das lebensgroße Bild eines stattlichen Ritters, der das junge Mädchen drohend anzustarren schien.

Sie schrak leicht zusammen, denn sie hatte das Gemälde, als sie am Tage hier vorbeigegangen war, nicht bemerkt, dann aber trat sie muthig näher und ließ den Schein der Kerze über das Bild gleiten.

Es war der Erbauer des Schlosses und der Anherr des berühmten Geschlechtes, das einst hier seinen Sitz gehabt. Therese's scharfes Auge entzifferte diese Kunde in der halbverlöschten Zinschrift auf dem geschnittenen Wappenschild, oben an dem breiten Rahmen.

„Ei, edler Herr,“ sagte das junge Mädchen halblaut, indem sie dem gemalten Ritter lustig in das strenge Antlitz sah, „wir sind ja natürliche Bundesgenossen; denn Euch, den hochgeborenen Grafen, den eigentlichen Herrn dieses Schlosses, wirt dieses tugendhafte Geschlecht von dem ihm zugehörigen Platz und stellt Euch achlos in diesen dunklen Winkel, wo der unheimliche Flügel der Fledermaus Euer Antlitz streift und die Spinne Euch den einzigen Trauerflor webt, und meines Bruders Braut wehrt es den Einzug. — Aber, edler Herr, hört meinen Schwur, ich will Euch und ihr Recht verschaffen! Die Verachtete, die Sängerin, soll als künftige Herrin in dieses Schloß einziehen und dann sollt auch Ihr auf Euren Platz zurückkehren in neu vergoldeter Herrlichkeit. — Amen!“

Sie nickte ihrem stummen Schützling lachend zu und bog in den Seitengang ein, und nach wenigen Minuten fiel der Schein ihrer Kerze durch das Fenster ihres Zimmers auf die Bäume des Gartens, der das Schloß umgab.

Schweigend stand sie an dem großen Eisentisch in dem alterthümlichen Gemach, stützte die Hände auf die eingelegte Platte und schien auf irgend Etwas zu warten — und nicht umsonst, denn nach wenigen Augenblicken schon ertönte draußen ein dreimaliger gedämpfter Pfiff.

Sogleich blies Therese die Kerze aus und trat zum Fenster, die hohen Flügel geräuschlos zu öffnen; es gelang ihr, und sie bog sich vorsichtig hinaus in den mondbeglänzten Garten.

„Parole!“ flüsterte sie leise hinab.

„Freund und Bruder!“ tönte es ebenso zurück.

„So komm!“ jagte sie schnell.

In der nächsten Sekunde trat eine schlankte Männergestalt aus dem Schatten der Bäume, und mit einem festen Schwunge saß Emil, den der Amtshauptmann seit drei Tagen in der Residenz bei seiner Mutter wählte, auf dem Fensterbrett und legte in zärtlicher Begrüßung den Arm um die Schwester.

„Komm herein, Emil,“ flüsterte sie eilig, „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit! Es könnte ein fataler Zufall doch Jemanden, trotz der Hausordnung des gestrengen Herrn Amtshauptmanns, zu so später Stunde in den Garten führen.“

Emil glitt vom Fensterbrett in das Zimmer, dann saßte er zärtlich der Schwester Hände, und sein Auge ruhte in ängstlicher Forchtung auf ihrem Angesicht.

„Mit wenigen Worten denn, Emil,“ jagte sie mit schneller, aber fester Stimme, „höre das Ergebnis meiner kurzen, aber genauen Beobachtung. — Von der Seite ist keine Hoffnung; er hat mir sogar verboten, Deinen Namen in diesen heiligen Räumen zu nennen. Gib also die Geliebte auf und beglücke Dich mit der Schwester!“

„Nie, nie, Therese, freble nicht!“ jagte Emil, heftig der Schwester Hände pressend, „ich kann arbeiten und warten, aber nicht entsagen! Ach und dies war doch meine letzte Hoffnung!“

„Nun, nun,“ beruhigte die Schwester, „laß nicht gleich so die Flügel hängen, sieh nur, wie steif ich den Kopf halte!“

„Ja, Du!“ sagte der junge Mann in zärtlicher Bewunderung, indem er leise über ihr schönes glänzend schwarzes Haar strich — „aber was willst Du nun thun?“

„Vor allen Dingen den gestrengen, weisen Herrn Onkel erobern!“

„Therese!“

Sie lachte über das Entsetzen in seinem Tone. „So meint' ich's nicht, obgleich ich auch Das nicht verschmähen würde, wenn es zum Ziele führen könnte! — Nun sieh nur nicht wie die Mater dolorosa drein — Du weißt ja, ich bin der alte, unverbesserliche Uebermuth, aber jetzt dachte ich nur an die würdevolle, väterliche Reigung des gestrengen Herrn Amtshauptmanns, und diese mir zu gewinnen habe ich heute schon einen glücklichen Anfang gemacht!“

„Das glaub' ich!“ sagte der Bruder, zärtlich ihre feinen Hände küßend.

„Diesmal waren's nur meine Verdienste am Pfeifentisch und Schachbrett, morgen wird's etwas Anderes sein und übermorgen abermals etwas Neues. Kurz und gut, ich werde mich aufs Erblichleichen verlegen, und wenn Du Dich von mir leiten läßt und pünktlich Folge leistest, so sehe ich meinen Kopf zum Pfaude, daß ich — ehe ich in die Residenz zurück muß — mein Ziel erreicht habe.“

„Und welches wäre das?“ fragte Emil, zärtlich in das schöne Gesichtchen blickend.

„Fragt der thörichte Mensch noch?“ scherzte sie, „welches andere Ziel denn, als das Testament, das mich zur Universalerin ernennet. Dies Document in der Tasche, will ich zu Euch zurückkehren und in Guld und Gnaden den zukünftigen Reichthum mit Dir und der guten Mutter theilen.“

Der Bruder lächelte.

„Zweifelt Du etwa?“ fragte Therese eifrig, „ich sage Dir, mein Plan ist klar und gut, und Deine Rolle bringt Dich nicht in Conflict mit Deinem Gewissen, darum versprich unbedingt Gehorsam!“

Er lächelte über ihre trostreiche Sicherheit, versprach Alles, was sie wollte, und lauschte aufmerksam ihren Rathschlägen.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Therese endlich den letzten Ertheil hatte; ihr Scharfblick hatte Nichts außer Acht gelassen, sorgfältig war das Für und Wider jedes Schritts von ihr erwogen worden, und der Plan bis in die kleinsten Details verabredet.

„Nun Muth und Kaltblütigkeit!“ schloß sie, „und vor Allem tiefstes Schweigen!“

Sie mußten scheiden; Emil schloß die geliebte Schwester an die Brust und küßte sie in überströmender Empfindung: „Lebe wohl, Du theures, muthiges Herz!“

„Lebe wohl!“ jagte sie, ihre weichen Empfindungen hinter neckendem Ton verbergend, „werde nicht muthlos und schaue mir nicht so viel in den Mond; es ist ein langweiliger, bleichsüchtiger Gesell, nur der Schutzpatron der schwachen Herzen. Ich liebe der Sonne hellen, warmen, kräftigen Strahl, denke an mich, so oft er auf Dich fällt, und denke auch, daß ich in seinem Licht für Dich und Dein Glück hier wirke!“

Noch eine lange, stumme Umarmung, dann schwang sich Emil gewandt hinaus, streckte auf festem Boden noch einmal zärtlich die Arme nach der hellen Gestalt am Fenster aus und verschwand dann leisen Schritts im Schatten der Bäume.

Therese lauschte noch eine Zeit lang in den stillen Garten hinab, auf dessen sanft wiegenden Baumkronen des Mondes Silberfchimner lag, dann schloß sie vorsichtig das Fenster, entkleidete sich und suchte tappend ihr Lager, um flugs ihrer großen Aufgabe entgegen zu schlummern.

Der gewandteste Diplomat hätte Therese um den Scharfblick beneiden können, mit dem sie das feindliche Gebiet sondirte und Schritt für Schritt sich darin festsetzte.

Noch nicht acht Tage waren ins Land gegangen, als das ganze Schloßpersonal — der gestrengte Herr Amtshauptmann, Johann, der alte Diener, und Barbara, die nicht minder antike Köchin — auf ihre Vortrefflichkeit schwur.

Dem alten Herrn gegenüber war ihr Stern täglich im Steigen. Jeden Tag war es eine neue Tugend, die sie vor seinen Augen entfaltete und demuthsvoll im schönsten Sonnenglanz schillern ließ.

Zu ihren unübertrefflichen Leistungen am Pfeifentisch und Schachbrett kam allmorgendlich die Zeitungslecture, der sie durch Stimme und Vortrag einen nie dagewesenen Reiz verlieh.

Hatte Emil in dem pflichtschuldigen Kanzleiton die Nachrichten abgelesen, so hatte Therese für jede Rubrik einen anderen Ton.

Es klang Alles so lebendig, wie wenn sie es eben erst mit eignen Augen angesehen hätte, daß selbst die trockensten Berichte amüßant wurden — und dazu ihre treffenden Bemerkungen und ihre originellen Urtheile — der alte Herr mußte lachen, ob er es auch anfänglich seiner Würde wegen unterdrücken wollte.

Eines Morgens, als Johann wie gewöhnlich die große leberne Posttafel auf den Frühstückstisch gelegt hatte, zog der Amtshauptmann unter Zeitungen und amtlichen Zuschriften einen dicken Brief heraus, dessen Siegel und Aufschrift er lange kopfschüttelnd betrachtete.

„Den Teufel auch,“ murmelte er, als es ihm nicht gelingen wollte, die Hieroglyphen zu entziffern, „was ist das für ein Kauderwelsch!“ — und ärgerlich warf er den dicken Brief auf den Tisch, daß die Adresse gerade vor Therese's Augen lag.

„Das ist ja Französisch, Herr Onkel!“ jagte das junge Mädchen nach einem schnellen Blick auf den Brief und stehend las sie die Adresse vor.

„Plagt die drüben der Böse, mich hier mit ihrem Kauderwelsch zu quälen,“ rief der Amtshauptmann, „nun sie können warten!“

„Aber Herr Onkel,“ entgegnete Therese unerschrocken, „die Sache eilt! Hier steht es ja auf der Ecke dick unterstrichen — vielleicht ist es etwas Wichtiges!“

„Da kann ich ihnen nicht helfen. Ich verstehe ihr Gewäsch nicht, und Emil — hier vergaß sich der alte Herr in seinem Aerger — der's verstehen konnte, ist zum Geier. Sein Nachfolger aber, den ich Tag für Tag dringend erwartete; ist krank und kann vor drei bis vier Wochen nicht kommen — daß Dich der Kuckuk . . .“

In Therese's Augen blitzte es förmlich; ihr stets gespannter Geist erfaßte sogleich die neuen Chancen für ihr Spiel. „Wenn der Herr Onkel,“ begann sie mit der bezaubernden Schüchternheit des ersten Abends, „mir den Versuch gestatten wollte . . . ich habe die französische Sprache erlernen müssen.“

„Sie, Jungfer Nichte?“ jagte der alte Herr halb ärgerlich, halb verwundert, „wenn Sie auch die Adresse überreichten konnte — der Inhalt ist wieder etwas Anderes.“

„Es käme doch auf einen Versuch an,“ entgegnete Therese in ihrem weichsten Flötenton, indem sie aufstand und dem alten Herrn den Brief überreichte.

Nun freilich das war richtig, und so erbrach der Amtshauptmann das Siegel und reichte das entfaltete Schreiben dem jungen Mädchen hin.

Sie las es schweigend durch und dann begann sie in fließendem Deutsch, ohne ein einziges Mal zu stocken, das Schriftstück zu überlesen.

„Ja, ja!“ nickte der alte Herr, „die Sache hat ihre Richtigkeit. Die fraglichen Papiere sind da, aber sie gehören in die Acten, und Copien davon kann ich ihnen nicht anfertigen — sie müssen warten, bis der neue Secretär da ist.“

„Darf ich es vielleicht thun?“ fragte Therese schnell, „ich schreibe eine deutliche Hand.“

„Nun wird's immer besser,“ knurrte der Amtshauptmann, „ein Weiberrod in meiner Kanzlei . . .“

„Was schadet das?“ entgegnete harmlos das junge Mädchen, „ich halte mich ja nur so lange auf, bis die Copien besorgt sind — eine halbe Stunde vielleicht — es ist doch das nicht so schlimm, als wenn die französische Behörde in ihrer Unverschämtheit dem Herrn Onkel Saumseligkeit zur Last legen würde!“

Es war ein kühner Zug, aber er gelang, denn Pünktlichkeit war die Seele des alten Herrn, und so schob er die Perücke einigemal ärgerlich auf seinem Haupte hin und her, blies dicke Rauchwolken aus seiner Peife in die Luft und erklärte endlich, daß unter sothanan Umständen eine Ausnahme statthaft sei, und Therese sich in einer Stunde bereit halten solle, mit ihm in die Kanzlei zu gehen, da er die Acten nicht aus seiner Amtsstube geben könne. —

Und da saß sie nun an dem großen grün überhangenen Amtstisch, dem gestrengen Herrn gegenüber, hatte das Actenbündel links zur Seite liegen und copirte mit sicherer Hand die französischen Papiere; dabei wandte sie die vergilbten Seiten mit so zartem Finger, als seien es Blumenblätter, denn des alten Herrn scharfe Augen blitzten spähend zu ihr hinüber.

Nun war es vollbracht — sie stand auf und legte ihre Arbeit dem Onkel vor.

„Hm!“ machte er, langsam mit dem Haupte nickend, „schön und leserlich, Nichts von den bekannten Krähenfüßen — eine richtige Copistenhand.“

Eine neue, göttliche Idee leuchtete bei dem letzten Worte in dem jungen Mädchen auf, und da Gedanke und Entschluß in diesem energischen Köpfschen sich folgten wie Blitz und Schlag, so ließ sie ihm sofort die nöthigen Worte.

„Ich wollte nur, ich dürfte dem Herrn Onkel beweisen,“ sagte sie schnell, „daß meine deutsche Schrift eben so deutlich ist. Der Herr Onkel will, wie ich sehe, soeben eine Reinschrift beginnen — darf ich es versuchen?“

„Hm, hm!“

„Ich könnte mich dort hinter die spanische Wand setzen, wo sonst wahrscheinlich der Secretär sitzt,“ fuhr sie fort, als ob ihr Vorschlag die natürlichste Sache von der Welt wäre, „dort könnte ich Alles schreiben, was jener schreiben mußte — der Herr Onkel hat doch genug zu thun, Alles zu revidiren, zu unterfertigen und die Verfügungen zu entwerfen.“

Der Onkel sah sie verwundert an — sie sprach, als sei sie in einer Kanzlei groß geworden; halb hatte sie jetzt gewonnen — ihr Scharfblick gewahrte es sofort.

Sie legte leise die eine Hand auf das fragliche Actenstück, die andere an den schon bereit liegenden Copirbogen, „der Herr Onkel gestatten es also . . .“

In diesem Augenblick ertönte in dem Vorzimmer ein respectvolles Scharen.

„Donnerwetter, sind die Kerls schon da!“ brummte der alte Herr, „da, nehmen Sie, Jungfer Nichte!“ fuhr er schnell fort, mit einer verständlichen Handbewegung nach der spanischen Wand zeigend, und Therese ergriff eifrig Acten und Papier und verschwand im Schutz der Tapetenwand, gerade, als nach leisem Klopfen die Thür sich öffnete, und die bestellten Parteien mit tiefer Reverenz und dem unerläßlichen Zutrittsscharren vor dem hoch mögenden Herrn Amtshauptmann erschienen.

Therese's Augen leuchteten, und ihre Pulse klopfen in stürmischer Freude, als sie jetzt auf den leeren Stuhl des Amtsecretärs sich niederließ. Der Himmel war augenscheinlich mit ihr und Emil's Glück im Bunde; sie brauchte Nichts zu thun, als die Gelegenheit benützen — und das wollte sie redlich!

Als nach einer Stunde heftiger Debatte die Parteien vom dem Amtshauptmann entlassen wurden, und der alte Herr darauf an ihren Tisch kam, konnte sie ihm das betreffende Actenstück in schöner, klarer Abschrift vorlegen und harrete erwartungsvoll seines Urtheils.

„Hm, vortrefflich, Jungfer Nichte, sie schreibt wie ein Secretär.“

„Ach, wie mich das freut, Herr Onkel!“ jagte sie ehrerbietig, „da kann ich doch in Etwas mich nützlich machen und dem Herrn Onkel dankbar begen. Hier bemerkt mich Niemand; da kann ich alle Vormittage ein paar Stunden lang sitzen und die Arbeiten abschreiben, die der Herr Onkel hier für mich herlegt.“

Sie machte dem alten Herrn die Sache nicht schwer durch Ueberlegen und Erwägen; sie betrachtete es als ein fait accompli, als etwas Selbstverständliches, und der alte Herr, dem die Arbeit jetzt fast über den Kopf wuchs, und der eine solche Hilfe sehr gut brauchen konnte — acceptirte stillschweigend.

Und so geschah denn das Unerhörte, daß ein Weiberrod alltäglich in des gestrengen Herrn Kanzlei sich einnistete — freilich sorglich verdeckt durch die große, spanische Wand — und daß die wichtigen Verfügungen und hochweisen Erlasse, mit denen Land und Leute beglückt, und die Weltgeschichte im Geleise erhalten wurde, durch eine Weiberhand gingen.

„Prachtmädl!“ jagte der alte Herr wieder und diesmal nicht für sich, sondern dem jungen Mädchen ins Gesicht, „es ist Jammer schade, daß sie kein Mann geworden ist, denn zum Frauenzimmer ist sie viel zu geschickt — unser Herrgott hat sich wahrlich vergreifen!“

„Das hab' ich auch schon gedacht!“ entgegnete Therese

„dann wäre ich Jurist geworden und als Secretär zu dem Herrn Dunkel gekommen, und wenn ich mich geschickt, treu und brav erwiesen, und der Herr Dunkel mich des Glückes werth gehalten, dann hätte er mich an Kindesstatt angenommen, und ich dürfte um ihn bleiben in Liebe und Gehorsam mein Gebelang.“

Am Morgen nach dieser Unterredung griff Therese wieder nach der Zeitung, die gewohnte Lectüre zu beginnen; aber kaum hatte ihr Auge die Spalten überflogen, als sie mit einem leisen Schrei das Blatt sinken ließ.

„Was gibt's?“ fragte der alte Herr, erstaunt zu ihr hinüberblickend.

„Nichts, Nichts, Herr Dunkel!“ stammelte Therese, bemüht, ihre Fassung wieder zu gewinnen.

„Nichts?“ entgegnete der alte Herr forschend, „man schreibt doch nicht um Nichts und läßt die Zeitung fallen — — — Sie, was los ist, Jungfer Nichte, oder reiche Sie lieber gleich das Blatt her!“

„Um Gottes Willen, nein, Herr Dunkel,“ bat Therese ängstlich, „Sie sind nicht darauf vorbereitet — nein, wirklich nicht!“

„Donnerwetter, wo hat Sie Ihren Verstand gelassen!“ rief er ärgerlich, „und wenn's mein Todesurtheil wäre, Jungfer Nichte, so soll Sie's vorlesen und gleich auf der Stelle!“

Der alte Herr schob dabei die Perrücke ärgerlich hin und her und dampfte wie ein Ofen.

Seufzend nahm Therese das Blatt wieder zur Hand. — „Wie der Herr Dunkel befehlen!“ Mit halber Stimme las sie dann:

„Die lieblichste Nachtigall unserer Residenz, unsere gezeierte Primadonna, Signora Teresina, hat uns verlassen; sie bringt ihren vierwöchentlichen Urlaub, wie man sagt, in ländlicher Zurückgezogenheit zu. Gleich nach ihrer Rückkehr wird ihrer Vermählung mit dem talentvollen jungen Assessor Emil Schmidt, Neffen des hochgeachteten Amtshauptmanns gleichen Namens, vollzogen werden.“

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille — dann aber brach das Ungewitter los: der unschuldige Pfeifenkopf flog mitten in die Stube, und die Perrücke, die Johann eben erst hinterher, daß die Puderwolken in der Morgenluft lieblich schwebten durch das Zimmer schwebten — der Amtshauptmann selbst aber sprang auf und rannte wie besessen im Zimmer umher.

„Plagt ihn der Teufel!“ schrie er dabei hochroth vor Zorn, „riskirt es trotz meines Verbotes und schämt sich nicht einmal, meinen ehrlichen Namen preiszugeben, daß alle Welt nun weiß, daß der alte Amtsrath Schmidt eine Nichte vom Theater hat! — — Ist das nicht zum Tollwerden? Spreche Sie, Jungfer Nichte, spreche Sie! Hat Sie doch sonst Ihren Schnabel immer am Platz — warum schweigt Sie!“

Aber Therese konnte nicht sprechen — sie schluckte zum Herzbrechen; sie hatte die Hände vor das Gesicht gedrückt und weinte so künftgerecht, daß es zum Erbarmen klang.

„Weine Sie nicht,“ schrie der alte Herr, der seinen Grimm mit Worten unterstützt sehen wollte, „rede Sie lieber! Was sagt Sie zu dem Streiche des sauberen Patrons, nich so um Ihre und Reputation zu bringen?“

Er stand vor ihr still und stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

Sie mußte jetzt aufsehen und that es mit einem wahren Madonnenblick.

„Undankbarer Bruder!“ sagte sie, die gefalteten Hände erhebend, „ist das der Erfolg aller meiner Ermahnungen, Bitten und Vorstellungen!“

„Also die hat sie ihm gemacht?“ inquirirte der alte Herr. „Täglich, täglich!“ sagte Therese, ihr feines Taschentuch an die Augen drückend, „ich hielt ihm in meinen Briefen all Ihre Güte vor, sprach von den Aussichten, die er sich verscherte, von dem Vermögen, das er aufs Spiel setzte — aber Alles, Alles umsonst!“

„So!“ grollte der Amtshauptmann, sich immer mehr in seinen Zorn hineinredend, „und vielleicht lachte er gar mit seiner Charmanten über Ihre Warnungen, weil er, als mein einziger Blutsverwandter, auch mein einziger Erbe zu sein glaubt. Aber — — der alte Herr begann wieder in dem Gemach umherzuwandeln — — aber er soll sich verrechnet haben! Ich hab's gut mit ihm im Sinn gehabt, ich wollte meine frühere Vernachlässigung wieder ausgleichen — aber nun ist's vorbei — vorbei — vorbei — so wahr ich Christian Schmidt heiße!“

Er stand jetzt vor der entweihten Perrücke und stieß zornig mit dem Fuß dagegen. Therese, die durch das seine Gebewe ihre Taschentücher aufmerksam jeder Bewegung gefolgt war, stand von ihrem Stuhl auf, hob den künstlichen Bau vom Boden auf und reichte ihm mit traurigem Gesicht dem Dunkel, dann nahm sie die Pfeife auf und legte sie sorglich auf das Wandtischchen.

Der Amtshauptmann stülpte unterdeß hastig die Perrücke auf, drückte den dreieckigen Hut, der auf dem Spieltisch lag, auf den Kopf und schrie nach Johann.

„Johann ist von Barbara zum Müller geschickt worden, kann ich es nicht thun?“ fragte Therese dienstfertig.

„Meinen Mantel! Bringe Sie meinen Mantel, Jungfer Nichte!“ Ich will hinunter in die Stadt zum Notar, ein Beispiel statuiren.“

Therese flog zum Zimmer hinaus und kehrte in der nächsten Minute zurück, den Mantel schon ausgebreitet vor sich in den Händen tragend.

Der Amtshauptmann fuhr zornig brummend hinein, während das junge Mädchen hinter ihm nur mit Mühe das entsetzte Lächeln unterdrücken konnte, das jetzt an Stelle der schwesternlichen Thränengüsse getreten war.

Ohne Absehen, immer zornig vor sich hinredend, schritt der alte Herr aus dem Zimmer, während Therese an das Fenster flog, mit leuchtenden Augen und hochklopfendem Herzen ihm nachzuschauen.

Als sie beim Mittagessen den Dunkel wieder sah, schien sein Zorn vermindert; er deutete nur kurz an, daß er ein für alle Mal mit Emil fertig sei, und sein Name in seiner Gegenwart nicht mehr genannt werden dürfe, und dabei hatte er das junge Mädchen nicht mehr „Jungfer Nichte“ und „höre Sie mal“ angedredet, sondern „liebes Kind“ und „Du“.

„Gewonnen!“ jubelte sie innerlich und an diesem Glauben hielt sie fest, ob auch kein ferneres Wort des Dunkels darauf hinwies.

Nun war der Vorabend der Abreise herbeigekommen. Zum letzten Mal hatte sie heut in der Frühe des Dunkels Pfeifen besorgt, zum letzten Mal, ernsthaft wie ein Pascha, in der Kanzlei geessen und zum letzten Mal trug sie jetzt das Schachbrett herbei.

Sie öffnete den Kasten, um die Figuren herauszunehmen — da lag oben auf ein Brief, der ihre Adresse trug.

Therese's Herz begann zu pochen, so sehr sie es auch zu bemeistern strebte.

„Darf ich dies in Ihrer Gegenwart lesen, Herr Dunkel?“

Der Amtshauptmann nickte stumm, und Therese erbrach das Siegel und entfaltete das Papier. Es war, was sie erstrebt und erhofft, die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche.

Der alte Herr ernannte sie darin in aller Form des Rechts zu seiner Universalerbin und verpflichtete sie nur, von nun an mit ihrer Mutter bei ihm zu leben, da es ihm in dem weiten Schlosse zu einsam sei, und er in seinem Alter freundlicher Pflege und erheiternder Gesellschaft bedürfe.

Therese's Hände zitterten leicht, als sie das Papier wieder zusammenfaltete, und der Ausdruck warmer Dankbarkeit und kindlicher Verehrung, mit welchem sie jetzt vor dem alten Herrn niederkniete und seine weiße Hand wortlos an ihre Lippen zog, kam aus der Tiefe ihres Herzens.

„Nun, nun, mein Kind, laß dich sein!“ sagte der Amtshauptmann, seine eigene Kühlung hinter dichten Rauchwolken verborgend, „steht auf, steht auf, Theresechen! Setz' das Schachbrett nur wieder fort und laß uns plaudern, wie wir's in Zukunft halten wollen, denn ich hoffe, Du bleibst nur so lange in der Residenz, bis Eure Angelegenheiten dort geordnet sind, und bringt dann Deine Mutter, meine liebe Schwägerin, gleich hierher. Laß Alles dort stehen und liegen — Ihr findet ja hier Alles zu Eurer Bequemlichkeit bereit.“

Therese küßte noch einmal zärtlich die Hand des Greises, der unter anscheinend so rauher Hülle eine ungeahnte Weichheit barg; dann nahm sie das Schachspiel und trug es zurück auf den Spieltisch, aber das Herz war ihr zu voll, die Empfindungen darin drängen wild durcheinander, sie konnte jetzt nicht ruhig in dem alten Herrn plaudern; so trat sie denn durch die Glasthür hinaus auf den Balcon und setzte sich auf eine der dort stehenden Steinbänke.

Sie hatte gewonnen, wonach sie alle die Wochen hindurch mit der ganzen Energie ihres Geistes gerungen — und nun, da sie das Ziel erreicht, kam es wie leise Reue über ihr Herz.

Verdankte sie nicht Alles einer Täuschung des guten, alten Mannes — einer Täuschung, die noch nicht ihr Ende erreicht hatte! Aber stille stehen jetzt auf halbem Wege, hieße Alles verlieren, und doch — der eben erst erfahrenen Güte und dem Vertrauen des ahnungslosen Greises gegenüber kam ihr die Rolle, die sie spielte, so erbärmlich vor, daß selbst der Zweck, dem es galt, in diesem Moment sie nicht zu beruhigen vermochte.

Sie seufzte laut in der Angst ihres Herzens. Eine schwächere Natur hätte in Thränen ihre Erleichterung gesucht; aber Thränen entmuthigen, und sie brauchte Muth und Kraft. Nein, nein, keine Thränen! Aber sie besaß Etwas, was sie stets verjöhnt hatte mit sich selbst, was sie entbehrt hatte seit Wochen, und worin allein ihre Seele sich frei zu ringen vermochte von Allem, was sie jetzt bedrückte — Gesang, Gesang! Sie konnte ihn nicht länger lassen — sie mußte singen!

Sie lehnte den Kopf an den eisernen Candelaber hinter ihr, und über ihre Lippen drang leise erst und dann sanft anschwellend die herrliche Arie aus dem Titus, deren seelenvolles Adagio ihrer augenblicklichen Stimmung am meisten entsprach:

„Ach, nur einmal noch im Leben
Laß Dein Herz mir offen stehn,
Ruhiger, hält Du vergeben,
Werd' ich dann zum Tode gehn.“

„Zwar verdient' ich nicht Erbarmen,
Vange Furcht heißt mein Vergehn,
Dennoch zürstest Du gelinder,
Könnt'st Du meine Reue sehn!“

Es war feierliche Stille ringsumher, drin im Zimmer regte sich Nichts, der Nachwind lauflachte schweigend, und die Vögel in ihren Nestern zogen still die Köpfe unter den Flügeln hervor und horchten, wie immer süßer, immer voller die Klageswellen über sie hinrauschten.

Als wenn ihre Seele in den Tönen sich ausweine und mit all ihrem Leid verströmen müsse, so klang es immer wieder:

„Dennoch zürstest Du gelinder
Könnt'st Du meine Reue sehn!“

Dann verhalten die Töne leise — Therese's Seele war wieder frei, und sie kehrte zurück in das Zimmer.

Der alte Herr saß noch an derselben Stelle, aber die Pfeife war seiner Hand entsunken, er hatte die Hände gefaltet und starrte mit träumerischem Ausdruck vor sich hin.

„So konntest Du singen!“ sagte er endlich, das Haupt emporhebend, und so weich, wie seine Stimme noch nie geklungen, „und bis heut hast Du es nie gethan — warum nicht?“

„Ich glaubte, der Herr Dunkel hasse den Gesang!“ sagte Therese befangen.

„Nein, nein,“ sagte der alte Herr, wie in Erinnerung verfunken das weiße Haupt wiegend, „es war als käme meine Jugend wieder. Sie lebten Alle, Alle wieder auf, und ich selbst war wieder jung und voll Lebenslust wie damals. Wenn Du wieder kommst, Theresechen, mußt Du mir alle Abend vorsingen, das gehört auch noch zu den Testamentsbedingungen — hörst Du, Kind!“

Und Therese nickte mit glänzendem Auge — jetzt war ihr leicht ums Herz, jetzt schien ihr der noch zu lösende Theil ihrer Aufgabe kein Unrecht mehr! Noch einmal küßte sie mit fast kindlicher Zärtlichkeit des Dunkels Hand, und sagte ihm „gute Nacht“ und „Lebewohl“ zugleich, denn sie wollte morgen in aller Frühe fort.

Es war wieder Abend; die Balconthür nach dem Garten stand offen, und die warme Sommerluft wie das leise Flüstern der Bäume drangen in das Gemach, in welchem der Amtshauptmann auf seinem alten Platz in dem schwarzen Leder-canapee saß.

Aber nicht mit dem Behagen der vergangenen Tage, denn auf seiner Stirn lagen düstere Falten, und die Rauchwolken drangen dicht und unheilverkündend zwischen seinen Lippen hervor.

„Ein Donnerwetter!“ brummte er endlich halbtaub, „seit das Mädel fort ist, hat man keine vernünftige Pfeife in die Hand bekommen; der Schlingel, der Johann, versteht's nicht halb so gut! Nun sind schon vierzehn Tage verflossen, und sie wollte doch in acht Tagen wieder hier sein. Es ist kein Verlaß auf das Weibervolk, nicht mal auf Therese — und sie wäre doch so nöthig hier!“

Sitzt man den ganzen Abend hier so allein und weiß nicht, wie man die Zeit todtschlagen soll; hinab in die Ressource gehe ich nicht mehr, seit der Pfarrer und Bürgermeister sich für Washington und Amerika erklärt haben, und der Doctor, der es mit England hält, ist verveist. Und nun, wo ich vor Arbeit nicht weiß, wo mir der Kopf steht, stirbt auch noch der Secretär, auf den ich seit Wochen von Tag zu Tag gewartet — es ist zum Tollwerden! Und nun heut wieder ein verdammt französischer Brief! Aber wenn sie nicht in zwei Tagen hier ist, muß der Johann hin und sie Beide holen...“

Auf dem Balcon, zu dem vom Garten aus Stufen hinauf führten, rauschte es wie von seidenem Gewande, aber der alte Herr hörte es bei seinem Selbstgespräche nicht, nun begann es draußen sanft und dann voller und voller:

„Zwar verdient' ich nicht Erbarmen,
Vange Furcht heißt mein Vergehn,
Dennoch zürstest Du gelinder,
Könnt'st Du meine Reue sehn!“

Im Zimmer glitt Etwas klingend zu Boden — es war des Amtshauptmanns Pfeife — dann aber war es schlummerstill darin, und die Töne zogen weich und wonnig durch das dämmerige Gemach — nun waren sie verhallt, und in dem Bogen der Glasthür stand die Ersehnte.

„Dunkel, lieber Dunkel,“ rief sie, an das alte Canapee eilend und vor dem Greise niederkniend, der, die Hände auf den Knien gefaltet, das, als schäue er wiederum weit zurück in die entschwindene Jugendzeit; „da bin ich nun wieder und nun darf ich immer bei Ihnen bleiben!“

Er löste die verschlungenen Hände und legte die Rechte liebkosend auf ihr dunkles Haar.

„Gottlob, daß Du wieder da bist, mein Kind, es war wirklich die höchste Zeit — ich wollte Dir schon den Johann nachschicken.“

„Ach, Dunkelchen, es ging nicht früher, es war so viel zu besorgen; aber nun ist Alles abgemacht, ich habe mitgebracht, was Sie wünschen — und vielleicht mehr noch!“

„Wo hast Du denn die Frau Schwägerin?“ fragte der alte Herr, der jetzt alle seine Sorgen vergessen hatte.

Therese eilte zurück auf den Balcon, und im nächsten Augenblick trat eine noch immer stattlich schöne Frau an der Seite des jungen Mädchens in das Zimmer.

„Hier ist sie, lieber Dunkel!“

Der Amtshauptmann stand auf und streckte ihr herzlich beide Hände entgegen.

„S'ist lange her, Frau Schwägerin, daß wir uns nicht gesehen haben — wohl an die zwanzig Jahr! Nun, so viel ich vermag, will ich meine Versäumnis wieder gut machen.“

Es waren schmucklose Worte, aber sie klangen von den Lippen des Greises so gut und herzlich, daß Frau Müller Alles vergaß, was dazwischen lag, und die dargebotenen Hände freundlich ergriff.

„Aber, Dunkelchen, außer der Mutter habe ich Ihnen noch Etwas mitgebracht,“ begann Therese wieder, und dabei zeigte ihr sonst so keckes Gesichtchen eine leise Unsicherheit, „einen neuen Secretär nämlich, da ich in der Residenz zufällig hörte, daß der von Ihnen verschriebene gestorben sei; er hat bis jetzt auf dem Hofgericht gearbeitet, und der Herr Präsident gibt ihm das beste Zeugniß.“

„Ist's nicht wahrhaftig ein Prachtmädl?“ sagte der alte Herr, seiner Schwägerin zuneidend, „hat sie mir da meine größte Sorge abgenommen, ehe ich ihr ein Wort davon zu sagen brauchte.“

„Aber, Dunkelchen,“ fuhr Therese, trotz dieses Lobes etwaß zaghaft fort, „ich dachte, da er sehr brauchbar sei, so müßten wir ihn auf alle Weise festhalten und da... da...“

„Da hast Du ihm wohl ein größeres Gehalt in Aussicht gestellt, als ich ihm geben will!“ fragte der Amtshauptmann.

„Ach, nein,“ sagte Therese mit einem komischen Seufzer, „da habe ich mich... mich... mit ihm verlobt.“

Dem Amtshauptmann wäre seine Pfeife beinahe zum zweiten Male aus der Hand gefallen.

„Und, Dunkelchen,“ fuhr Therese jetzt entschlossen fort, „da ich weiß, daß Sie Hochzeitslärm und Gäste nicht lieben, da ließen wir uns gleich hinterher trauen, um Sie in Ihrer Ruhe nicht zu stören.“

Der Dunkel schwieg und sah in ihr Gesicht, als habe er nicht recht gehört.

„Liebes Dunkelchen,“ sagte Therese, die jetzt leichter athmete, da das Schümmerte gesagt war, „ich wollte Sie bei Ihren überhäuftesten Geschäften nicht noch mit dergleichen Bagatellen belästigen — ich wußte ja, daß Sie meine Wahl billigen würden, denn mein Mann ist von aller Welt geachtet und ist bereit, Sie wie ein Sohn zu lieben und zu ehren. Wollen Sie die Güte, die Sie mir bewiesen, nun auch auf ihn ausdehnen? wollen Sie ihn bei sich aufnehmen, so haben Sie dann drei Menschen um sich, die Sie lieben und dankbar verehren werden.“

„Zu Gottes Namen denn, Du Blütmädl,“ sagte der alte Herr endlich, sich wieder in seiner Ecke niederlassend, „es bleibt mir ja Nichts anders übrig, wenn ich nicht wieder allein sein will — und das habe ich in den letzten vierzehn Tagen satt bekommen. So bringe ihn nur herein, den Gatten, Neffen und Secretär, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hast Du ihn doch auch bei der Hand.“

Therese warf einen schnellen Blick auf ihre Mutter, die sich in diesem Augenblick in die andere Canapeecke setzte und auffallend bleich aussah, dann eilte sie hinaus auf den Balcon.

Es war ein erwartungsvoller Moment. Frau Müller's Hände, die das Band ihres Gutes glätteten, zitterten heftig, und um ihre Lippen zuckte es wie vor ausbrechendem Weinen, aber der Amtshauptmann sah es nicht, denn sein Auge hing gespannt an der Thür, durch die Therese's Gatte jetzt hereintreten sollte.

Und nun kam er. Sie hatte seine Hand gefaßt und

führte ihn herein. Der Amtshauptmann vermochte sein Gesicht nicht gleich zu erkennen, denn die Rauchwolken, die wieder unheimlich dicht von seinen Lippen quollen, verhinderten es; aber nun stand er vor ihm — nun kniete er sogar nieder, und jetzt fiel das Licht der Kerzen hell auf sein blondes Haar und auf die schönen, sanften Züge.

„Emil!“ rief der alte Herr, „Emil! Was soll die Komödie, Therese?“
„Die Komödie, lieber Onkel, wenn Sie es so nennen wollen, ist vorbei!“ sagte Therese so unbefangen sie vermochte, obgleich ihre Stimme in eine etwas verdächtige Schwankung gerieth, „dies ist Wirklichkeit! Es ist Emil, Ihr Nefse, mein geliebter Gatte!“

„Und bist Du also nicht Therese Müller, die Tochter des verstorbenen Musikdirectors?“ fragte der alte Herr, der vor Erstaunen nicht zum Worte kam.

„Ja, die bin ich, lieber Onkel, und dabei auch Signora Terefina, denn so lautet Therese in Italienisch, die Sängerin, die der Herr Onkel verehrt hat und verworfen, ohne sie zu kennen. Ich wollte Emil, den ich liebte, so lange mein Herz weiß, was Liebe ist, nicht aufgeben, ohne den Versuch zu machen, seines Onkels Vorurtheile zu besiegen, und so kam ich hierher.“

Wie Sie nun auch über unsere Zukunft bestimmen werden, lieber Onkel — Eins weiß ich doch: Sie haben mich liebgewonnen, und ich habe Ihnen bewiesen, daß, obgleich Frauenzimmer und Sängerin, man doch Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben könne.“

Therese war neben Emil niedergekniet und griff sanft nach der Hand des alten Herrn, der die Pfeife entgittert war, und die wie müde an der Seite herabhängte.

„Lassen Sie mich noch Etwas sagen, lieber Onkel, ehe Sie das Urtheil sprechen: nicht Eitelkeit und Ruhmsucht trieben mich in diese Laufbahn, nein, edler waren meine Gründe!“

Wir waren mittellos nach des Vaters Tode zurückgeblieben. Verwandte hatten wir keine, außer Ihnen — und Sie hatten nie nach Ihres Bruders Wittve und seinem Kind gefragt. Da dachte ich eines alten Freundes, der einst meine Stimme einen Schatz genannt hatte. Zu ihm ging ich, damit er mir Schülerrinnen verschaffe. Er war unterdeß Dirigent der fürstlichen Oper geworden; ich mußte singen, und er bot mir sogleich die Stelle einer Sängerin, die gerade frei war. Die Gage, die ich erhalten sollte, hob alle unsere Sorgen, ich dachte an Nichts, als daß unsere Noth nun zu Ende sei, daß die Mutter sich pflegen, und Emil weiter studiren könne — und so sagte ich Ja.“

War das ein Unrecht, Onkel? Fragen Sie Alle in der Residenz, ob ein Maler an meinem Namen haftet, ob man nicht auf dem Theater sein und zugleich auch brav und tugendhaft sein könne.“

Sie schweig und schaute erwartungsvoll zu ihm auf.
Der Amtshauptmann erwachte wie aus einem Traum, seine Hand zuckte, als er gewahrte, daß sie in der Hand der Sängerin lag, aber er zog sie nicht heraus.

Der Vorwurf klang ihm in den Ohren, den er sich oft in der Einsamkeit seines Zimmers gemacht, der ihm aber nie so schwer und bitter auf das Herz gefallen, als jetzt, da er ihn so klar und scharf von diesen frischhen Lippen hörte. Er hatte lieblos gehandelt an der Wittve und dem Kinde seines einzigen Bruders!

Und dies junge Mädchen hatte gethan, was seine Pflicht gewesen wäre, und zum Lohn dafür hatte er sie und den Neffen verstoßen wollen. Hatte er sie denn nicht selbst in die Laufbahn gedrängt, die er so sehr verabscheute?

Es waren Minuten bittern, schweren Kampfes, aber des alten Mannes Herzensgüte rang sich siegreich daraus empor. Er wandte sich zu Emil's Mutter an seiner Seite, über deren blasse Wangen die Thränen reichlich niedertropften.

„Frau Schwägerin,“ sagte er mit einer leicht zitternden Stimme, „ich habe vorhin gesagt, daß ich gut machen wolle, was ich veräußert, und ich will Ihnen beweisen, daß mir's Ernst war mit diesem Wort.“

Um meines lieben, seligen Bruders willen soll das Blizmädl Pardon haben, das dem alten Amtshauptmann eine Nase gedreht hat, wie ihm sein Lebtag keine gedreht worden. Wer hätte das dem alten Christian Schmidt je prophezeit, daß er mit einer Mansjell vom Theater tagtäglich in seiner Kanzlei zusammen arbeiten würde! Steh auf, Du Blizmädl, Therese oder Terefina, Sängerin oder Secretärin — es gilt mir Alles gleich, da ich's jetzt überwinden habe — und da Du Dich nun einmal in dem alten Herzen und in dem alten Schlosse eingenistet hast, so bleib' auch ferner hier!“

Er erhob sich, und das junge Paar lag in seinen Armen, und diesmal weinte Therese wirkliche und echte Thränen der Rührung und Freude.

„Du aber, mein lieber Junge,“ sagte der alte Herr, väterlich über des Neffen Wange streichend, „hast wiederum den alten Platz in Deines Onkels Herz und laß Dir sagen, daß Du bei Deiner Wahl wirklich mehr Glück, als Verstand gehabt hast.“

Nun aber sind wir lange genug sentimental gewesen — jetzt wieder in die Wirklichkeit zurück! Da steht eben Barbara den Kopf zur Thür herein — das Abendessen ist also aufgetragen! Geben Sie mir den Arm, Frau Schwägerin, lassen Sie sich von mir zu Tische führen — dort will ich Ihnen dann ausführlich erzählen, wie Mansjell Terefina ihren vierwöchentlichen Urlaub benutzt hat.“

Die Mode.

Von einem kurzen Pariser Ausflug zurückgekehrt, lege ich Dir, meine liebe Leserin, die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich dort in den Magazinen und auf den Boulevards, im Salon und Theater, in der Caserne mit Bekannten und beim Blättern in Journalen gemacht habe, getreulich zu Füßen. Nicht weil Etwas importirt ist, sondern nur ob dies Etwas gut ist, brauchen wir auf der Hut zu sein. Ein Gesicht gibt hier wie dort, sich geschmackvoll kleiden heißt: seinen Verhältnissen und seiner Erscheinung entsprechend gekleidet sein! Im Reich der Mode thut ein gutes Auge und eine glückliche Hand das Meiste. Diese Eigenschaften aber sind international.

Um mit den Stoffen zu beginnen, so sah ich wenig Neues, was ich nicht schon bei Gerson*) gesehen und Ihnen gemeldet hätte. Außer dem Wigogne-

stoff: Poil de Lama (Lamahaar), Poil de Chamois (Fahlabarbe), gros d'Alsace, drap de Franco und ein Stoff, seit kurzem — dem aufgeführten Drama Victor Hugo's zu Ehren — Marie-Tudor genannt, der in Verbindung mit dem Patentstamm (velours Anglais) ein sehr elegantes Costüm gibt.

Propos, das Costüm! Mehrere Modistinnen, und zwar nicht unbekannt Firmen, hatten gegen das Costüm sich verbündet. Aber es fiel dieser Agitationspolitik nicht zum Opfer. Wie ich gestehe, zu meiner Freude, denn Nichts ist geeigneter, die ewigen Klagen gegen die Verschlechterung der Mode und moderne Geschmackverirrung verstummen zu machen, als diese Tracht, die — weil sie unendliche Variationen gestattet — unter der vorhin erwähnten „glücklichen Hand“ ein wahres „Tischlein deck' dich“ der Mode ist. Man wird also nach wie vor Roben hinten mit Volants, vorn schürzenartig garnirt tragen, mit Westentailen in allen möglichen Formen.

Diese Roben mit Volants werden besonders zur Morgen- und Haus-toilette getragen. So sah ich von dieser Gattung ein reizendes Exemplar: Der Stoff war getreift, sandfarben (nuance sablo de Brésil), die Schürze schräg garnirt mit großen Büfeln, je getreift von breiten Streifen braunen Sammet, der übrige Theil des Rockes mit schrägen Volants; die Westentaille (garde Française), vorn tief ausgeschnitten und einen Wassenrock imitirend, war mit einem breiten Streifen braunen Sammet und großen Metallknöpfen verziert.

Als Garnitur der Costüms wird man velours Anglais (Patentstamm) und Atlas verwenden, und zwar werden die Volants des Rockes sowie die Tunika mit Atlaspaspel eingefaßt sein; zu einem ganz einfachen Rock wird man Tunika und Weste mit Feilz versehen.

In einem andern Genre wird man die Costüme sowohl von schwarzem als auch von rothbraunem oder dunkelblauem Tuch mit Patentstamm und Metallknöpfen garniren.

Hier die Beschreibung eines der Costüme, die mir auffielen: Rock von blauem Tuch, an unteren Rande mit einem à plissé gefalteten Volant besetzt, in welchem je drei Falten aus Sammet mit drei Falten aus Tuch abwechseln. Die Tunika aus Sammet bildet einen gefalteten Bauch und ist an der linken Seite durch eine Sammet-Schärpe gefaßt. Die Westentaille mit vieredigen Schößen versehen und am Ausschnitt mit einer Sammet-rüsche garnirt, welche vorn mit kleinen Kevers abschließt. Die engen Ärmel sind von Sammet, auf der Ellenbogenpartie mit grünen Bronzeknöpfen garnirt. Die Weste ist mit gleichen Knöpfen ausgestattet. Dies Costüm war für eine junge Frau bestimmt.

Bei einem andern Costüm war der Rock einfach und aus schwarzem Tuch, der Ueberwurf aus dem Stoff Tudor bildete vorn eine edige Weste, hinten die gebauchte Tunika. Der Besatz bestand aus schrägen Sammetstreifen, umrandet von einer Pelsfranze; zwei Reihen Knöpfe, durch Ketten verbunden, garnirten Weste und Bauch.

Die Roben aus Fayo werden stets in zwei Farbentönen hergestellt; Cuir de Russie (Zuchten) wird mit rose-saumon (Lachsfarbe) und Stahlknöpfen garnirt, häufiger noch ist die Zusammenstellung eines frischen Grün mit Stroßgrün. Als neue Garnitur der Roben aus Fayo seien Einfassungen von Stroß- oder Hahnenfedern, in allen Farbenmattierungen zu haben, erwähnt.

Die Diner- und Theater-toiletten werden stets ausgeschmitten, entweder mit vieredigen oder herzförmigen Ausschnitt getragen und mit Medicis-Küchen garnirt, welche hinten sehr hoch, vorn abnehmend in große Falten gelegt werden; man biegt die mittleren Falten um und setzt eine Bandtscheife darunter, wodurch diese Küsse capuchonförmig erscheint; der Nacken ist alsdann frei, und der Frauentopf verschwindet nicht in der Stoff- und Tüll-rüschenfülle.

Zu Schürzen arbeitet man Applicationen von Seide auf Tüll mit Schmelz untermischt; ich sah eine dieser Schürzen auf schwarzem Tüll auf einem Kleide von Pekinö-Atlas und Sammet, sie war mit polirten Stahlschallern am Kleide befestigt. Diese Arbeit gleicht derjenigen, welche auf Tüll und Batist ausgeführt werden.

Als Promenadenanzug wird man den großen runden Tuchmantel der Robe ähnlich tragen; er ist nur mit einer Basementerie-Agasse und mit einem kleinen Capuchon versehen, den Basementerie-Arbeit schmückt.

Junge Mädchen tragen Westen aus Tuch, façon tailleur. Auch Dolmans sind beliebt, aber kürzer und abgerundeter, als in früheren Jahren.

Alle Garnierungen sind aus Sammet und Knöpfen zusammengeleget; man stellt letztere in allen Formen, in allen Metallen her; sie tragen die Namen der Byzantiner, Spanier, Japanesen, Griechen und bestehen aus Silber, geläutem Stahl, polirt und mit Perlen besetzt, in Florentiner und grüner Bronze. Schmallen dieser verschiedenen Metalle, wie in Perlmutter oder Schmelz werden zur Garnitur der Hüte zwischen den Bandtscheifen angebracht.

Von Hüten weiß ich nur wenig zu berichten. Daß man noch immer die Form Rabagas, aber ein wenig kleiner, als früher trägt, die Form Angot nicht mehr dreieckig, und die Form Directoire mit in Falten gelegtem Sammet und einem Vogelkugeln garnirt ist. Am häufigsten sah ich den Hut mit weichen Kopf und — je nach dem Geschmack des Köpfschens darunter — hochstehendem oder gefenktem Rande. Diese Hüte sind von demselben Stoff wie das Kleid, oder aber von Sammet mit Nüchsen in der Farbe des Kleides.

Als Garnitur für die mannichfachen Hütfornen verwendet man Korallen, Schmelz und Federn. Federbüschel (Schah von Persien) in Stahl, in Schmelz mit kleinen Blumensträußen verziert, schmücken den Kopf der Hüte; die Bandtscheifen sind mit kleinen Dolchen von Stahl, Schmelz oder matten Silber durchstochen.

Im Theater wird man Tüllhüte, umsäumt von Schmelzperlen, tragen. Sie sehen: Ohne wie der Kammerdiener im Verschleuder, „zwei Jahre in Paris“ gewesen zu sein, habe ich Ihnen ein Lauges und Breites zu erzählen gewußt. Aber nun Nichts mehr, sonst schiden Sie mich zur Strafe — wieder zurück.

Veronika von G.

Auflösung des Räthfels Seite 354.

„Vergessen.“

Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 354.

G R A B
R E D E
A D E L
B E L T

Räthsel.

Ob ein Berg auch noch so feil,
Findest du doch alleweil,
Ohne mühsames Erstklettern
Von dem Ganzen vier der Lettern.
Auch die letzten, merk's genau,
Trägt ein jeder Berg zur Schau;
Dies Paar, als wär's hineingerührt,
Ihm mitten drin im Schoße sitzt.
Steht es selbstständig und allein,
Wird's männlichen Geschlechtes sein.

Das Ganze liegt, zwar indirect,
Vom Berg bedeckt, im Berg versteckt,
Aus edlem Stoff, kunstvoll gemacht,
Ist's überall in Gnuß gebracht,
Es geht und kommt, bringt Freud und Leid,
Schadet und frommt zu gleicher Zeit,
Doch ist und bleibt der größte Fisch:
Man hat von ihm niemals genug!

W. Th.

Correspondenz.

Es ist erklärlich, daß bei den Hunderten von Fragen verschiedenster Art, welche man täglich an uns stellt, weder alle der Reihe nach beantwortet, noch daß die Antworten sofort in der fälligen Nummer untergebracht werden können. So bleiben von letzteren manche länger liegen, als den Fragenden und uns selber lieb ist, namentlich solche, welche ein weniger allgemeines Interesse, als z. B. hygieinische Rathschläge haben. Um aber die alte Schuld nicht ins neue Jahr hüberzunehmen, drücken wir heute in erster Reihe diese „vergessenen“ Antworten ab. Hoffentlich sagen die Betreffenden mit „Flo: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!“ Clara in S. Der Name wird ausgesprochen wie er geschrieben wird, der Accent ruht auf der ersten Silbe. — Georgine C. Ihr Wunsch, für den Ihnen die Dame freundlichen Gruß und Dank sendet, läßt sich wegen ihrer entchiedenen Scheu vor der Öffentlichkeit leider nicht verwirklichen. — F. 21. Das Werk, dessen Titel Ihnen nicht mehr genau im Gedächtnis ist, ist „Aus der Frauenwelt. Zehn

Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten von J. F. Glöckler, ein allerdings vortreffliches; gegenwärtig in 2. Auflage ausgegeben (Stuttgart, Brudmann). Preis 20 Sgr. — Marie V. Das gewöhnliche Werk wird durch jede Buchhandlung zu beziehen sein. Uns ist es nicht bekannt. — Abonnent in Kopenhagen. Ueber das Resultat und die neuesten Einrichtungen der „Volksschulen“ bringen wir im neuen Jahrgang eine gedrängte Uebersicht. — C. K. Officestrand. Sie sagen, früher hätten Sie aus „Zeitvertreib“ Schriftsteller getrieben, jetzt müßten Sie's um des „Geld-erwerbes“ Schlimm genug in beiden Fällen! Denn nur der Schriftsteller aus Beruf kann Etwas leisten. Doch senden Sie Ihre „Novelle“ immerhin ein, wir werden Ihnen ein aufrichtiges Urtheil sagen. — G. von Buchenau. 1. Man grüßt nur das erste Mal. 2. Man erwiedert im ersten Fall die Höflichkeit durch Abgabe oder Sendung seiner Karte, im zweiten Fall bei nächster Gelegenheit durch ein paar verbindliche Worte. — F. C. Mandescher. Wir empfehlen „Kramer's Klavier-Schule“ für den Anfang, für weitere Studien die Klavierschule von Hummel. — H. D. Elbing. Jedenfalls Schwindel. — Camilla in Ungarn. Die Richtung der Deutschen Lotterie beginnt ganz bestimmt am 15. December d. J. Sie haben keinen Grund, Ihre diesem Unternehmen zugewandte Theilnahme zu bereuen. Die Urheberin desselben, Fräulein Elfriede von Mühlenfels, welche ihr schönes dichterisches Talent durch Herausgabe der „Hohenzollernlieder“, „Ein Eichen- und Palmenkranz“, „Marienbader Gedentbuch“, öffentlich betätigt hat, nur um den Armen und Nothleidenden mit volleren Händen spenden zu können, Etsriede von Mühlenfels, welche, wo es sich um großartige Werke der Barmherzigkeit handelte, organisatorisches Talent, Ausdauer und Opfernuth verrieth, um die sie mancher Mann beneiden dürfte, bürgt eben: wie die Namen der übrigen Comités-Mitglieder für die richtige Verwendung der eingehenden Mittel. Allerdings, das vollendete Werk kommt Deutschen zu Gute, aber im Goethe'schen Sinne „Geld sei der Mensch, hilfreich und gut“ ist ja Niemand mehr Kosmopolit, als der hochherzige Magyar! — Eine Markenmalerin in Wien bittet um Nachsicht, ob es außer den bekannten Leipziger, auch andere Handlungen gibt, welche den Tausch von gebrauchten Marken vermitteln. — Rheinländerin in S. Der Name des Verfassers des erwähnten Romans ist uns wie der letztere unbekannt. — Junge Lehrerin. Das erwähnte Gedicht ein böhmisches Volkslied, ist, soviel wir wissen, von neueren Componisten noch nicht in Musik gesetzt. — H. A. Kramm. Die Nachfrage ist unerschöpflich gering gegen die ungeheure Zahl von Angeboten. Hier Abwesen angeben, ist aus mehreren Gründen nicht thöricht. — Clara B. in W. Aus dem Eingekommenen können wir noch kein bestimmtes Urtheil schöpfen. Versuchen Sie es mit einer Skizze in Prosa. — D. S. Kottow. Wir senden Nichts mehr poste restante, denn die Briefe und Pakete kamen fast in allen Fällen als unbestellbar zurück, und wir hatten die doppelten Kosten. — G. H. in Br. Dankend abgelehnt. — Antonie. Sendungen uns willkommen. — B. G. in West. Diese Saiten erklingen schön zu oft. — C. T. in Chicago. Das Gedicht wird zum Abdruck kommen, doch müssen wir um Geduld bitten. — Adelaide. Eine Dame, welche die englischen Verhältnisse genau kennt, wird Ihnen Auskunft geben, sobald Sie uns Ihre nähere Abt. mittheilen. — A. C. in S. (Ergiebiges). Stallschreiberberäthe 88. — Rosina in West. Unter der Abt. Redaction des Bazar, literar. Theil. — Altmuth. Vielleicht im Lauf des n. J. — Abonnent. Als sehr schönes Erinnerungsblatt empfehlen wir Ihnen das im Verlag von G. J. Manz in Wien erschienene „Wien im Jahre 1873“, das ein bis in die kleinsten Details getreues panoramartiges Bild der herrlichen Kaiserstadt gibt. — G. v. G. W. Oberösterreich. Die Skizze verläßt ein noch nicht gereiftes, aber unlingbares Talent. — Kleine Hausfrau. Wenn Ihnen das Wägenzettel-schreiben so „schrecklich“ ist, bedienen Sie sich gedruckter Wägenzettel. Sie erhalten eine ziemlich große Anzahl solcher unter dem Titel „Wägenzettelbuch für Hausfrauen“ (Dresden, Boldemar Türl's Verlag). 8. Auflage. — D. W. in S. Für das Gedicht und den so sehr freundlichen Begleitbrief besten Dank! Größere Manuskripte werden auf Wunsch des Autors zurückgeleitet. — Waldine. Das sind ja sehr frische und liebliche Weisen! Wir bitten um die ganze Sammlung, um eine Auswahl zu treffen. — K. L. am Rhein. Uns war unter dieser Chiffre keine Frage zugegangen. — Amerikanerin in Dänemark. Wir erlauben uns, Ihrer Gouvernante zu wiederholen. Sie drücken sich im Deutschen schon sehr flüchtig aus. Was das Teintmittel betrifft, so wissen wir keinen besseren Rath, als Bewegung in frischer Luft, Diät und fleißig Baden! — Abonnentin. Sprechen Sie: Gisela, mit dem Ton auf der ersten Silbe. — C. K. in Br. Welcher Gedichte? — A. D. in D. Wollen Sie nicht ein anderes Thema versuchen? — Anna Maria. Senden Sie einige Skizzen Ihrer Schülertage zur Ansicht ein. — M. B. in Hannover wünscht geklammerte Briefmarken zum Besten der Armen zu verkaufen. Wir bitten um Auskunft, ob sich dieser Wunsch realisiren läßt. — Bl. L. in W. m. Ihre französisch ausgeprochen. — Gebirgsbewohnerin. Ihre Wünsche theilweise bereits erfüllt; und wird Ihnen auch im n. J. Rechnung getragen werden. — Abonnentin. Der Artikel „Stiefmutter“ war eine durchaus selbstständige Arbeit. Doch konstatiren wir gern, daß auch in dem mit Unrecht vergesenen Bude: „Die Frau nach dem Herzen Gottes“ von Büttner das Thema in schöner herzogwinnder Weise behandelt ist. — Verehrerin des Bazar in West. Code du cérémonial, par Mmo. la comtesse de Bassanville. Dieses in Paris im Verlag von Lebigre-Duquesne freres erschienene Buch können Sie durch jede Buchhandlung beziehen. — Sie können für den Schnitt auch ungarische Briefmarken einbinden. — A. M. in W. Die angesogene Briefstelle ist, derartig aus dem Zusammenhange gerissen, nicht zu beurtheilen. Uebrigens enthält sie einen groben grammatikalischen Fehler — dürfte daher doch nicht so „classisch“ sein, wie Sie vermuthen. — Katholische Frau Math. In Goethe's Sprüchen z. finden Sie eine wahre Blumenlese passender Sentenzen. — Abonnent in Wien und Abonnentin A. S. Meyer's Conversationslexicon. — H. in M. Das spätere Bild ist zu dem „Verrathenen Geheimniß“ im vorigen Jahrg. kein Pendant; das Original wurde durch Vermittlung nach New-York verkauft, doch ist es dem Künstler selbst nicht bekannt, an wen. — Langjährige Abonnentin. Dr. C. ist nicht Arzt. — L. Sp. in Br. Wir können uns nach Lectüre des einen Aufzuges noch kein Urtheil erlauben. — Wasler. Unter dem Bilde von D. Seiz „Poste restante“ war der Name des Zeichners Karl Fischer vergessen worden. — Ostpreußen. Vor Lim's Zeiten heißt nichts Anderes, als vor Zeiten, vor Alters. — Lina in Danzig. Was Ihnen gefiel, hatte Anderen mißfallen, so daß wir auf deren Brief hin die Fortsetzungen einstellen. Und so sehen Sie, daß es auch einer Redaction unmöglich ist, es Allen recht zu machen. — Löwentäuschen in M. Der fragliche Aufsatz war allerdings von einer Dame geschrieben, wenn auch von der Red. in diesem und jenem überarbeitet. In Sachen des gleichen Artikels theilen wir einer eifrigen Freundin des Bazar mit, daß die von ihr vermuthete Dame nicht die Autorin ist. — M. in S. in W. K. in P. Die Ihnen abhanden gekommenen Nummern können Sie durch jede Buchhandlung oder auch durch unsere Administration nachträglich erhalten.

Notiz.

Von vielen Abonnentinnen, welche den Bazar, sobald ein Jahrgang complet erschienen, binden lassen, sind wir wiederholt aufgefordert worden, passende Einbanddecken herstellen zu lassen. Wir sind diesen Wünschen nachgekommen, und hat auf unsere Veranlassung Herr Fr. Wagner in Leipzig neue sehr elegante Decken in Gold-pressung und Schwarzdruck nach bestehender Zeichnung für die Jahrgänge 1857—1873 mit reichster Vergoldung à 28 Sgr. anfertigen lassen. Wir besondern Wünschen werden auch die älteren, weniger reich ausgestatteten Decken à 20 Sgr. geliefert.

